
Arbeitsgemeinschaft ländliche Sozialforschung **(ÖGS Österreichische Gesellschaft für Soziologie – Sektion Ländliche Sozialforschung)**

Protokoll der Sitzung vom 18. März 2016

An der **81. Sitzung** der Arbeitsgemeinschaft nahmen teil:

Andratsch (WKO, Abt. Umwelt- und Energiepolitik), Auer (Fachhochschule St- Pölten, Ilse Arlt Institut für Soziale Inklusionsforschung), Brauer (Fachhochschule Kärnten), Danhel (IEF Institut für Ehe und Familie), A. Eder (Universität Graz, Institut für Soziologie), J. Eder (LEADER Region Mostviertel-Mitte), Ehringer (Healing Wheel, Wien), Fehrer (BMLFUW, Abt. II/1 Grundsatzabteilung Agrarpolitik und Datenmanagement), M. Fischer (ÖAR Regionalberatung GmbH), Fuhrmann (BMLFUW, Präs. 8 Forschung und Entwicklung), Fux (Bildungszentrum Gaming), Gehmacher (Sozialwissenschaftliche Studiengesellschaft), Chr. Gruber (Wien), Haring (Universität Graz, Institut für Soziologie), Haidinger (Corsor GmbH), Heindl (LEADER Region Südliches Waldviertel-Nibelungengau), Heistingner (Forschungsbüro Kultur Pflanzen Konzepte GmbH), Holthus (Universität Wien, Institut für Ostasienwissenschaften, Abt. Japanologie), D. Holzer (LEADER Region Südliches Waldviertel-Nibelungengau), Hradil (Universität Wien, Institut für Soziologie), Kodym (Amt der Niederösterreichischen Landesregierung Abt. Raumordnung und Regionalpolitik, Landesgeschäftsstelle für Dorferneuerung), Kraml (Top Agrar Österreich), Th. Lampalzer (Wildbach- und Lawinenverbauung), Löberbauer (Amt der Oberösterreichische Landesregierung Direktion für Landesplanung, wirtschaftliche und ländliche Entwicklung Abt. Land- und Forstwirtschaft), Loibl (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Manzenreiter (Universität Wien, Institut für Ostasienwissenschaften, Abt. Japanologie), Mlinaritsch (LEADER Region Kamptal), Moalla (Mediengestaltung, Wien), Chr. Moser (Universität Klagenfurt), Neuhofer (Universität Wien, Institut für Wirtschaftssoziologie), Nigmann (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Paller (BMLFUW, Abt. II/9a Beratung und Erwachsenenbildung), Pevetz (ehem. Bundesanstalt für Agrarwirtschaft), Rainer (BMBF, Abt. IV/6 Sozio-ökonomische Gleichstellung, Internationale und EU-Angelegenheiten), A. Resch (Metis Vienna GmbH), J. Resch (Bildungs- und Heimatwerk Niederösterreich), Rest (Universität Salzburg, Abt. Public Relations und Unternehmensorganisation), Rockenbauer-Peirl (BMLFUW, Abt. II/9 Bildung, Innovation, Lokale Entwicklung und Zusammenarbeit), Rosenwirth (BMLFUW, Abt. II/9 Bildung, Innovation, Lokale Entwicklung und Zusammenarbeit), Schipfer (ÖIF Österreichisches Institut für Familienforschung), A. Schwarz (BMLFUW, Abt. I/5 Mobilität, Verkehr, Lärm), P. Schwarz (BMLFUW, Abt. III/4 Forstliche Raumplanung und nachhaltige Entwicklung der Waldressourcen), Spreitzer (BMASK, Abt. SeniorInnen-, Bevölkerungs- und Freiwilligenpolitik), Wieser (Universität Wien, Institut für Soziologie), Wiesinger (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Wilhelm (Universität Wien, Institut für Ostasienwissenschaften), Zetter (Landwirtschaftskammer Österreich, Abt. Ländliche Entwicklung, Bildung, Beratung)

Entschuldigt haben sich:

M. Aigner, Altenbucher, Amann, Amberger, Ausserer, Aschenbrenner, Burger-Scheidlin, Cervinka, Dax, Darnhofer, Egartner, Ehlers, Eigelsreiter-Jashari, Fößleitner, Freyer, Gansler, Ganzberger, Garstenauer, Grasberger, E. Griesbacher, K. Gruber, Gschnell, Haase, Hackl, Häfele, Hancvencl, Haubenhofer, Hausner, Hechenberger, Helmle, Hirte, Hirschmugl-Fuchs, B. Hofer, Högl, Holler, Höllinger, Hoppichler, G. Huber, Kals, Kapferer, Keuschnigg, Kirner, Kittel, A. Koch, Kolland, Kroismayr, Laister, Langthaler, Larcher, Ledermüller, Lichtmannsperger, Lukas, Machold, A. Müller, Niedermayr, Oedl-Wieser, Paller, Panholzer, Payrhuber, Penker, Pernkopf, Pfadenhauer, Pfusterschmid, Pirkhuber, Plattner, Prop, Pucher, Putzing, E. Quendler, Reitter, Rossier, Schaller, Schermer, Schmitt, Scholl, U. Schwarz, Seiser, Stanzer, Šťastný, Stockreiter, I. Strasser, Strempl, Strutzmann, Summer, Sumper, Tamme, Thünauer, Tod, Trischler, Tunst-Kamleitner, Vogel, Vötsch, Wagentristl, Wankiewicz, Welan, Winkler, Wohlmeyer, K. Wurm, Zechmeister, Ziehaus, Zipper, Zsilincsar

Der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft **Wieser** begrüßt alle Anwesenden recht herzlich und eröffnet die Sitzung.

Im ersten Referat präsentieren **Sabine Haring** und **Anja Eder** vom Institut für Soziologie der Universität Graz Teilergebnisse ihrer Studie zu „*Familienleben und Generationenbeziehungen am Bauernhof*“. Diese ist Teil eines vom FWF (Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung) geförderten Projekts zu „*Perspektiven für bäuerliche Familien in Österreich*“, an dem auch andere KollegInnen des Instituts mitarbeiteten und mitarbeiten (Projektteam: Franz Höllinger [Leitung], Eva-Maria Griesbacher, Bernd Promitzer, Maria Maierhofer, Katharina Thünauer). Nach einer kurzen Einleitung zum Wandel familiärer Strukturen in sogenannten westlichen Industriegesellschaften wird zunächst das Forschungsprojekt kurz beschrieben werden. Dann sollen einige Ergebnisse im Hinblick auf das Zusammenleben zwischen Jung- und Altbauern und Bäuerinnen, die Familienzufriedenheit und das intergenerationelle Zusammenleben sowie zu Vorstellungen zu Partnerschaft und Erziehung präsentiert werden. Dazu werden die Ergebnisse einer quantitativen österreichweiten Fragebogenstudie und qualitativer Interviews aus der Steiermark herangezogen. Abschließend soll ein kurzes Fazit gezogen und ein kleiner Ausblick gegeben werden.

I. Familie im Wandel: Tradition, Moderne, Postmoderne

Seit den 1960er Jahren lässt sich beobachten, dass sich in den sogenannten „westlichen Industriegesellschaften“ ein tiefgreifender politischer, sozioökonomischer und auch kultureller Wandel vollzieht, der letztendlich auch Veränderungen der Lebens-, der Liebes- und der Partnerschaftsformen zur Folge hatte. Seit Mitte der 1960er Jahre sind also auch Familie und Partnerschaft in weiten Teilen Europas umfassenden Wandlungsprozessen unterworfen, deren Ausmaß nicht zuletzt deshalb als besonders drastisch empfunden wurde, weil nie zuvor in der Geschichte eine einzige Form von Ehe und Familie so dominant gewesen war wie in der unmittelbaren Nachkriegszeit, d.h. in den 1950er und zu Beginn der 1960er Jahre. Vielen Zeitgenossen erschien die sich nun vollziehende Transformation, d.h. der von statten gehende Wandel deshalb so krisenhaft, weil der Zustand vorher ungewöhnlich homogen war. Das moderne Ehe- und Familienmodell, die moderne Kleinfamilie als selbstständige Haushaltsgemeinschaft eines Ehepaars mit seinen minderjährigen leiblichen Kindern, hatte sich faktisch und normativ nahezu flächendeckend in sogenannten westlichen Industriegesellschaften durchgesetzt. Auf Liebe folgte zwingend Heirat bzw. Eheschließung.

Wenn man seinen Blick auf mehrere Jahrhunderte richtet, dann sieht man, dass sich über Jahrhunderte hinweg ein Wandel von der offenen, über die eingeschränkte patriarchalische schließlich zur geschlossenen häuslichen Kernfamilie vollzogen hat, die nun durch starke emotionale Bindungen, einen hohen Grad an intrafamiliärem Privatleben sowie durch die Konzentration auf die Erziehung der Kinder charakterisiert war und teilweise auch noch ist (vgl. Stone 1977). Dieser durch die Zunahme des sogenannten „*affektiven Individualismus*“ gekennzeichnete Familientypus beruht auf persönlichen und von

den Normen der romantischen Liebe bestimmten Entscheidungen. Die moderne Kernfamilie verdankt ihre Genese also einem langfristigen, strukturell-funktionalen Differenzierungsprozess von Gesellschaft in unterschiedliche Teilbereiche, wie Wirtschaft, Politik, Recht, Religion oder Wissenschaft, mit ganz bestimmten Funktionen. Strukturwandel in der Moderne stellt sich insofern als ein Prozess der Auslagerung von aus heutiger Sicht nicht familiären Funktionen, wie u.a. Produktion, Ausbildung, Betreuung von älteren Menschen, sowie als Prozess der Spezialisierung der sich herausbildenden Familie dar. Diese wird nunmehr als ein Teilsystem der Gesellschaft mit einem nur ihr eigenen Funktions- und Handlungskomplex begriffen. Die zuvor v.a. von ökonomischen Anforderungen bestimmten familialen Beziehungen sind im Laufe dieses Prozesses zugunsten emotionaler Beziehungen zurückgetreten. Seit den 1960er Jahren lässt sich eine zunehmende Pluralisierung und auch Individualisierung der Haushalts-, Familien-, Lebens- und Liebesformen beobachten.

Was sind die Charakteristika dieses Prozesses? Das sind der Anstieg der Gesamtzahl der Haushalte, insbesondere die Zunahme der Einpersonen-Haushalte, die Zunahme nicht-ehelicher Gemeinschaften mit oder auch ohne Kindern, die Zunahme von kinderlosen Ehepaaren sowie von Alleinerziehenden mit ledigen Kindern ohne Lebenspartner, die Abnahme von Haushalten mit Kindern, sowie von Haushalten mit drei oder mehreren Generationen, der Trend von der permanenten Monogamie zur Monogamie auf Raten und die Erosion der biosozialen Doppelnatur der Familie, sowie die Deinstitutionalisierungsprozesse in Hinblick auf die Ehe, d.h. die Ehe büßt an Legitimation ein, die Scheidungsraten nehmen zu.

Bäuerliche Familienformen sind in der Regel Familien mit Produktionsfunktion. Diese bestanden - historisch betrachtet - häufig nur aus Familienmitgliedern, z.B. wenn es sich um einen sehr kleinen Besitz oder Eigentum eines kleinen Bergbauernhofes, Handwerks- oder Handelsbetriebes handelte. Hinzu kamen bei größeren Höfen bisweilen noch familienfremde Personen, wenn die Betriebe auf Gesinde oder Gesellen angewiesen waren. Diese werden in der Literatur als „große Haushaltsfamilien mit Produktionsfunktion“ oder als „Typus des ganzen Hauses“ nach Otto Brunner (vgl. Weidner 2009) bezeichnet. Der Betrieb bildete den familialen Mittelpunkt und war meist patriarchalisch strukturiert. Es herrscht nur bedingt freie Ehepartnerwahl. Weitere Kennzeichen sind oft ein spätes Heiratsalter, sowie keine *Neolokalität*, d.h. man geht nicht irgendwo anders hin, um einen Hof zu gründen.

Was sind nun die Charakteristika *traditioneller bäuerlicher Familien*? Die Interessen der Familienmitglieder sind den wirtschaftlichen Interessen des Hofes untergeordnet (Fliege 1998). Meist herrscht eine hierarchische und patriarchale Struktur, v.a. auch wenn man das Intergenerationenverhältnis betrachtet. D.h. der älteste Mann im Familienverband hat das Sagen. Es gibt eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die v.a. auf körperlicher Stärke und auf dem Alter basiert. Frauen müssen aber innerhalb dieser traditionellen bäuerlichen Familien vielfältige Arbeiten am Hof übernehmen. Bei der Partnerwahl steht die landwirtschaftliche Expertise im Vordergrund, die romantische Liebe ist dem untergeordnet (Rosenbaum 1982). Die vielen Kinder arbeiten schon in frühen Jahren am Hof mit, Kindheit ist hier noch keine eigene Lebensphase. Es existiert keine kleinbürgerliche Kernfamilie (Mutter-Vater-Kind) und es gibt keinen abgeschlossenen Bereich. Privat-, Berufs- und öffentliches Leben fließen ineinander über und sind nicht voneinander getrennt. Die Jahreszeiten bestimmten den Arbeitsrhythmus und das familiäre Zusammenleben.

Bei der *modernen bäuerlichen Familie* gibt es bereits andere Spezifika. Allmählich setzt sich auch hier das Ideal der romantischen Liebe durch. Dieses ist im 19. Jahrhundert zunächst in literarischen Zirkeln entstanden, später in bürgerliche Schichten und dann in die übrige Gesellschaft diffundiert. Wen man heiratet, ist nun zunehmend auch davon abhängig, ob man sich mit dieser Person emotional verbunden fühlt. Der Zwang zur Heirat innerhalb des bäuerlichen Milieus verliert an Bedeutung. An Bedeutung gewinnt hingegen die Kernfamilie. Kindererziehung wird zum Thema und die Kindheit wird zunehmend als eigene Lebensphase anerkannt. Diese wird nun auch im bäuerlichen Milieu, wenn auch in stark

abgeschwächter Form im Vergleich zu anderen Milieus, zur zentralen Aufgabe der Frau. Kinder müssen nun weniger am Hof mitarbeiten. Die Geschlechterdifferenzen in der Arbeitsteilung nach körperlicher Stärke verlieren an Bedeutung, auch aufgrund der Technisierung und Industrialisierung der Landwirtschaft. Die Pflicht zur Hofnachfolge verliert ebenso an Bedeutung. Es kommt zu einer zunehmenden Emotionalisierung der Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern.

Beim letzten bäuerlichen Familientypus, der *postmodernen bäuerlichen Familie*, lässt sich eine zunehmende Individualisierung und Pluralisierung der Lebensformen beobachten. Sehr auffallend ist, dass Freizeit zunehmend an Bedeutung gewinnt. Wir sprechen ja auch davon, dass wir heute in einer „Freizeitgesellschaft“ leben. Ehescheidungen werden auch für Frauen möglich, obwohl das gerade im bäuerlichen Milieu besonders schwierig ist. Das Streben nach Selbstverwirklichung nimmt zu. Wir finden auch hier einen Rückgang der Geschlechtsspezifität und einen veränderten Umgang mit Sexualität. Sehr auffallend ist auch die starke Aufwertung der Kommunikation innerhalb der Beziehung (Lenz 2009). Traditionelle Rollenbilder verlieren an Bedeutung. Dies lässt sich z.B. auch bei der Hofnachfolge beobachten. Schließlich führen das Aufweichen der Geschlechterhierarchie und die Egalisierung in der Beziehung zu Gleichheits- und Mitbestimmungsrechten und letztlich auch zu mehr Mitsprache.

II. Das Forschungsprojekt

Der Wandel an Familienformen ist ein zentraler Hintergrund des FWF Forschungsprojekts „*Perspektiven für bäuerliche Familien in Österreich*“, welches im Oktober 2013 startete und noch bis September 2016 laufen wird. Geleitet wird das Projekt von Prof. Franz Höllinger vom Institut für Soziologie der Universität Graz.

Folgenden zentralen *Fragestellungen* wird im Projekt nachgegangen:

- Wie nehmen Bauern und Bäuerinnen in Österreich und spezifisch in der Steiermark ihre betriebliche und familiäre Situation wahr? Wie zufrieden sind sie mit dieser?
- Welche Ideen und Strategien entwickeln sie, um sowohl in wirtschaftlicher als auch in privater Hinsicht eine gute Lebensqualität zu erreichen?

Um diese Fragen zu beantworten, wurde eine empirische Studie durchgeführt, die zwei unterschiedliche Teile beinhaltet. Zum einen eine standardisierte, quantitative Fragebogenerhebung von Bauern und Bäuerinnen in Österreich. Bei dieser haben uns Studierende der *Hochschule für Agrar- und Umweltpädagogik* unterstützt. In dieser Erhebung wurden idente Fragen zu einer österreichweiten Befragung des *ISSP (International Social Survey Programme)* gestellt. Dadurch kann das bäuerliche Milieu systematisch mit der österreichischen Gesamtbevölkerung in Hinblick auf ganz spezifische Einstellungen, wie etwa zur Kindererziehung, zur Erwerbstätigkeit der Frau usw. verglichen werden.

In einem zweiten Teil der Studie wurden 30 qualitative Interviews mit BetriebsleiterInnen unterschiedlichen Alters und Geschlechts sowie von unterschiedlichen Produktionsbetrieben in der Ober-, Süd-, West- und Oststeiermark geführt. Weiters hat eine Kollegin in ihrer Masterarbeit, Maria Maierhofer, an drei Höfen mehrere Generationen interviewt.

Am Ende konnten 269 aktive Bauern und Bäuerinnen aus ganz Österreich befragt und mit der Querschnitterhebung im Rahmen des ISSP 2012 „*Family and Gender Roles*“ verglichen werden, die österreichweit 959 Personen auch außerhalb des bäuerlichen Milieus im Alter zwischen 18 und 65 Jahren umfasste.

Abbildung 1: Stichproben

Stichproben

Bauern und Bäuerinnen	Gesamtbevölkerung
<ul style="list-style-type: none"> • Aktive Bauern und Bäuerinnen in Österreich • N=269 (283 inkl. Bauern und Bäuerinnen aus ISSP) 	<ul style="list-style-type: none"> • Repräsentativbefragung im Rahmen des ISSP 2012: „Family and Gender Roles“ • Österreichische Bevölkerung zwischen 18 und 65 Jahren
<ul style="list-style-type: none"> ▪ 30 qualitative Interviews 	<ul style="list-style-type: none"> • N=959

S. Haring/A. Eder

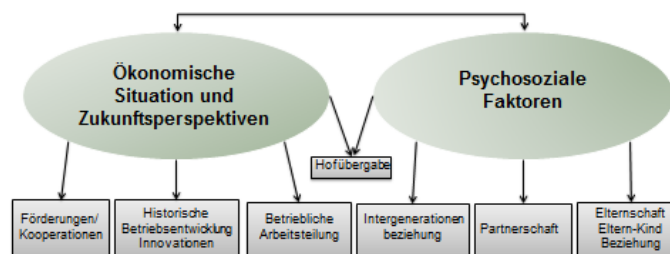


Im Dezember 2015 wurde in Graz ein kleines Symposium an der Karl-Franzens-Universität Graz abgehalten, an dem auch Männer und Frauen aus der Praxis teilnahmen. Auch Bauern und Bäuerinnen konnten dabei Rückmeldungen zu den Zwischenergebnissen geben.

Die zentrale Grundannahme des Projekts ist nun, dass der erfolgreiche Fortbestand bäuerlicher Familienbetriebe nicht reduziert werden kann auf rein ökonomische Faktoren. Dies lässt sich z.B. sehr gut beim Thema der Hofübergabe aufzeigen. Da geht es nicht nur um ökonomische Aspekte, sondern – und das ist auch der Fokus dieses Vortrags – ganz stark um psychosoziale Faktoren. Wie geht es den Menschen mit dem Zusammenleben der Generationen? Wie geht es den Interviewten in der jeweiligen Partnerschaft? Wie sieht die Eltern-Kind-Beziehung auf den Höfen aus? Das waren zentrale Forschungsdimensionen in unserem Projekt.

Abbildung 2: Interaktion zwischen der ökonomischen Situation und psychosozialen Faktoren

Interaktion ökonomischer Situation und psychosozialer Faktoren



Weitere Forschungsdimensionen:
Soziale Identität
Freizeit und soziale Partizipation
„Das gute Leben am Hof“

S. Haring/A. Eder



III. Quantitative Ergebnisse

Wenn man die Bauern und Bäuerinnen in Österreich fragt, wie zufrieden sie denn mit dem Familienleben und dem Zusammenleben der Generationen sind, dann zeigt sich zunächst, dass dabei durchaus große Zufriedenheiten angegeben werden. Aus den qualitativen Interviews gingen im Wesentlichen drei Aspekte hervor: Das ist zum einen die *Unterstützung bei der Kindererziehung*, vor allen Dingen durch die

Verfügbarkeit der Oma, die in den Interviews immer wieder positiv erwähnt wurde. Zum anderen wurde die *Erleichterung bei der Arbeit* positiv hervorgehoben. Über 70% gaben an, dass die Altbauern und Altbäuerinnen auch nach der Übergabe am Hof mithelfen. Ein dritter Aspekt, der ebenfalls sehr positiv bewertet wurde, ist die *emotionale Verbundenheit* in der Großfamilie.

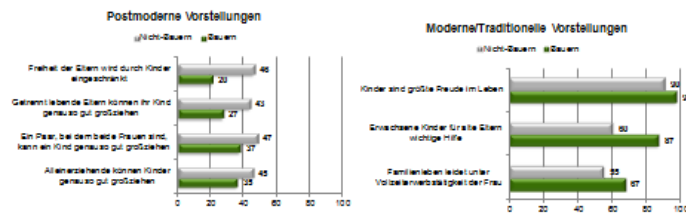
Unsere Ergebnisse zeigen jedoch auch, dass die Zufriedenheit mit dem Zusammenleben zwischen den Generationen ein wenig geringer ist als die Zufriedenheit mit dem Familienleben als solchem. Die Zufriedenheit mit dem Familienleben ist etwas höher, wenn die Haushalte getrennt sind. Die Bedeutung der Trennung der Haushalte wurde auch in den qualitativen Interviews ganz deutlich angesprochen und auch von den Altbauern und Altbäuerinnen sehr stark favorisiert. Das gemeinsame Kochen scheint etwas zu sein, das durchaus positiv bewertet wird, wenn es um das Zusammenleben zwischen den Generationen geht; aber nur dann, wenn es keinen Zwang gibt, gemeinsam kochen zu müssen.

Es gibt aber auch eine Reihe von *Konfliktlinien*. In den Interviews wurde immer wieder erwähnt, wie wichtig gegenseitiger Respekt und Toleranz sind. Eines der größten Probleme liegt laut Auskunft der Befragten darin, dass die *Leitungsfunktion* der Jungbauern und Jungbäuerinnen, wenn sie übernehmen, nicht respektiert wird. Das erfordert einen Wandel von patriarchalem Gehorsam zu partnerschaftlicher Familienkommunikation. Ein junger Bauer mit 36 Jahren meint dazu: „*Es war früher, war das halt gut, der Junge muss still sein und der Alte hat das Recht, ne. Und inzwischen ist das halt anders, nicht. Und für mich hat ja Respekt damit zu tun, dass das schon in beide Richtungen geht, ne.*“ Interessant ist auch, dass in Hinblick auf die Voraussetzung für ein gutes Zusammenleben am Hof eine ältere Bäuerin mit 54 Jahren auf die Frage, wie sie das Leben beschreiben würde, wenn man in mehreren Generationen am Hof lebt, gesagt hat: „*Eine Herausforderung. ... es ist einfach viel Toleranz notwendig, viel Reden, aber auch Schweigen.*“ In den Interviews taucht also immer wieder auf, dass das gegenseitige „Sich-Einmischen“ zu Konflikten und Problemen führt.

In den quantitativen Ergebnissen lassen sich typische sogenannte postmoderne Einstellungen zu Kindererziehung und Paarbeziehung, wie etwa ob z.B. alleinerziehende oder auch getrennt lebende Eltern Kinder genauso gut großziehen können wie ein Ehepaar, oder ob Eltern durch Kinder in ihrer Freiheit eingeschränkt werden, mit der österreichischen Gesamtbevölkerung vergleichen. Der Vergleich macht deutlich, dass postmoderne Vorstellungen in der Gesamtbevölkerung tatsächlich stärker vertreten sind als im bäuerlichen Milieu. Besonders interessant ist die Frage, ob Bauern und Bäuerinnen glauben, dass erwachsene Kinder eine wichtige Hilfe für die Eltern sind. Hier sehen wir, dass diese traditionelle Vorstellung von fast 90% der Bauern und Bäuerinnen geteilt wird, während es in der Gesamtbevölkerung nur etwa 60% sind. Dabei geht es in dieser Frage noch nicht um die Pflege, sondern wirklich nur darum, ob erwachsene Kinder eine Hilfe sind für ihre Eltern.

Abbildung 3: (Post)moderne Vorstellungen von Kindererziehung im bäuerlichen und außerbäuerlichen Milieu

(Post)moderne Vorstellungen von Kindererziehung im bäuerlichen und außerbäuerlichen Milieu (% Zustimmung)



- besonders große Unterschiede in der Frage der Einschränkung der Freiheit durch Kinder und Unterstützung der Alten im Familienverband.
- postmoderne Vorstellungen geringer ausgeprägt im bäuerlichen Milieu.
- Erwerbstätigkeit der Frau wird im bäuerlichen Milieu negativer bewertet.

S. Haring/A. Eder



Wenn man sich weiters ansieht, wer denn nun die so genannten Postmodernen im bäuerlichen Milieu und in der Gesamtbevölkerung sind, dann zeigt sich ein Muster, das man erwarten könnte. Jüngere Personen, Frauen und höher Gebildete favorisieren im bäuerlichen Milieu eher postmoderne Einstellungen zur Kindererziehung. Aber in der Gesamtbevölkerung sieht das genau gleich aus. Die interne Differenzierung ist also im bäuerlichen Milieu eine ganz Ähnliche wie in der Gesamtbevölkerung. Aber postmoderne Vorstellungen sind in der Gesamtbevölkerung insgesamt stärker vertreten.

Bei der Einstellung zur *Ehescheidung* zeigen sich überdies deutliche Geschlechterunterschiede. Da sind es v.a. die männlichen Bauern, die der Ehescheidung auch unter der Bedingung, dass die Beziehung schon schlecht funktioniert, nach wie vor besonders skeptisch gegenüberstehen, deutlich skeptischer als Frauen. Frauen im bäuerlichen Milieu ähneln sich in ihrer Einstellung der Ehescheidung gegenüber Männern in der Gesamtbevölkerung, während hingegen Frauen in der Gesamtbevölkerung und Männer im bäuerlichen Milieu sehr unterschiedliche Einstellungen zur Ehescheidung haben.

IV. Qualitative Ergebnisse

Im Folgenden werden drei Familien paradigmatisch einander gegenübergestellt, die dem traditionellen, dem modernen und dem postmodernen Familientypus zugeordnet werden können. Man kann diese Familien im Sinne eines *Idealtypus* (vgl. Weber 1922), d.h. nicht in der Reinform, aber doch in einer Annäherung dem einen oder dem anderen Typus zuordnen. Wir konzentrieren uns bei den drei im Folgenden präsentierten Typen nun ausschließlich auf Haupterwerbsbauern und Haupterwerbsbäuerinnen, wengleich wir auch Nebenerwerbsbauern und Nebenerwerbsbäuerinnen befragt haben.

Zunächst soll nochmals auf die Charakteristika der traditionellen Familien hingewiesen werden.

Abbildung 4: Charakteristika traditioneller Familien

4. Qualitative Ergebnisse

Traditionelle Familien

- ✓ Interessen der Familienmitglieder wirtschaftlichen Interessen des Hofes untergeordnet (Fliege 1998)
- ✓ hierarchische und patriarchale Struktur
- ✓ geschlechtsspezifische Arbeitsteilung basiert auf körperlicher Stärke und auf dem Alter
- ✓ Partnerwahl: landwirtschaftliche Expertise im Vordergrund, romantische Liebe untergeordnet (Rosenbaum 1982)
- ✓ viele Kinder, diese arbeiten in frühen Jahren am Hof mit
- ✓ Kindheit ist keine eigene Lebensphase
- ✓ keine abgeschlossenen Wohnbereiche für die jeweiligen Kernfamilien (Mutter-Vater-Kind)
- ✓ Privat-, Berufs- und öffentliches Leben waren nicht voneinander getrennt
- ✓ Jahreszeiten bestimmten den Arbeitsrhythmus und das familiäre Zusammenleben



S.A. Haring/A. Eder



Die erste Familie, die nun vorgestellt werden soll, ist die Familie Brunner*, die dem *traditionellen vormodernen Familientyp* zuzuordnen ist. Ganz generell findet sich dieser Typ bei den interviewten Familien nur mehr vereinzelt. Häufig wird dieser Typ bei den Altbauern und Altbauerinnen, die in der Regel zwischen 70 und 80 Jahren alt sind, beschrieben. Sehr oft dient diese Beschreibung als Kontrastfolie, um den Wandel der bäuerlichen Familie in Richtung moderne Familie aufzuzeigen.

Familie Brunner lebt in der Obersteiermark. Sie hat einen Bergbauernhof, der sich auf ca. 245 Hektar erstreckt. Große Teile sind Waldfläche, der Rest Weidefläche und Brachland. Der Betrieb wird, wie bereits erwähnt, im Haupterwerb geführt. Interviewt wurde die 57-jährige Betriebsleiterin Sabine Brunner, die gemeinsam mit ihrem inzwischen pflegebedürftigen Mann Martin den Hof leitet. Sie haben fünf Kinder. Der älteste Sohn Kurt lebt ebenfalls mit seiner Familie am Hof. Sabine stammt, was eine Ausnahme ist, aus einer Arbeiterfamilie. Sie hat selbst den Beruf einer Zuckerbäckerin erlernt und auch ausgeübt. In den 1980er Jahren hatte sie in den Brunner-Hof eingehiratet. Die Altbauern, also ihre Schwiegereltern, repräsentieren den traditionellen vormodernen Familientyp, welcher v.a. durch ein kühles distanzierendes Verhältnis zwischen den Familienmitgliedern gekennzeichnet ist. Sabine spricht hier v.a. über das Verhältnis zu ihrer Schwiegermutter. In unseren Interviews zeigt sich immer wieder, dass sich das Verhältnis zwischen den Schwiegermüttern und den eingehirateten Schwiegertöchtern oft schwierig gestaltet. Sie sagt, dass ihre Schwiegermutter zu ihr immer sehr distanziert gewesen sei, aber nicht nur zu ihr, sondern auch zu den Enkelkindern. Sie sprachen sich auch mit „Sie“ an und nicht mit „Du“.

„Sie ist irgendwie so eine kühle Frau, sie hat keine so Herzlichkeit oder Wärme. [...] Für sie war Arbeiten wichtiger irgendwie. [...] Ich hätte auch nie sagen können, ich hätte mich bei ihr, irgendwie wie bei einer Ersatzmutter oder so, ich würde mich geborgen fühlen bei ihr oder so, das könnte ich nicht sagen! Ich bin immer alleine da gestanden mit allem - immer!“

Sabine hat auch Angst sich aufzulehnen, denn da sie nicht aus einer Bauernfamilie stammt und ihre Einheirat nicht auf große Zustimmung gestoßen ist, hätten die Schwiegereltern sie einfach vom Hof fortgejagt. Erst mit den Jahren emanzipierte sie sich und traut sich allmählich ihre Bedürfnisse zu artikulieren. Hin und wieder sagt sie, habe ich dann nach zwanzig Ehejahren auch einmal meine Meinung gesagt. Ihr Mann sei viel außer Haus gewesen beim Jagdhornblasen oder bei der Jagd. Im Grunde sei sie, so Sabine, viel alleine dagestanden. Zeit für sich selber hatte sie nicht. *„Ich habe niemanden gehabt, der mir*

* Zur Wahrung der Anonymität wurden alle Namen in die am häufigsten auftretenden Familiennamen in den einzelnen Regionen abgeändert.

geholfen hat“, sagt sie in dem Interview. Ganz zentral ist, dass die Arbeit eindeutig Priorität gegenüber den Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern hat. Auch Urlaub war in den 1980er und 1990er Jahren in dieser Familie undenkbar und wurde den Familienmitgliedern von den Altbauern auch nicht zugestanden.

„Nein, nein das hat es überhaupt nicht gegeben. Da hätten wir Stunk und Streit auf ewig gehabt, wenn es einmal geheißen hätte, wir fahren eine Woche wo hin! Oder so, das hätte es nicht gegeben. Unsere Kinder sind immer von der Schule aus mitgefahren und hin und wieder ein paar Tage bei meinen Eltern unten [Anm.: im Tal]. Und das haben sie dann schon nicht mehr so gerne gesehen. Mein Schwiegervater hat immer gesagt, nein, das dürfen sie nicht! Weil dann mögen sie nicht mehr so gerne da sein, wo halt nur Bauernhof ist.“

Bei den Schwiegereltern verwaltete ausschließlich der Mann das Geld. Er bestimmte, ob Anschaffungen getätigt worden sind oder nicht. Privatsphäre im engeren Sinne gab es nicht, obwohl am Hof genug Raum zur Verfügung stand. Der einzige Ort, wo Sabine und ihr Mann als Paar ungestört miteinander kommunizieren konnten, war das Schlafzimmer oder wenn sie gemeinsam in der Natur ohne weitere Personen arbeiteten. Sonst war immer die Schwiegermutter auf Lauerposition.

Sabine übernimmt nach ihrer Heirat mit 26 Jahren, einem relativ späten Heiratsalter, nicht nur die gesamte Hausarbeit für zehn bis zwölf auf dem Hof lebende Männer und Frauen, sondern auch bei allen anderen Arbeiten hilft sie mit.

„[...] ich war einfach für alles da – für ALLES! Von in der Früh um fünf in den Stall raus (...) und dann war zusammenräumen, und dann war ich schon da draußen. Ich hab müssen die Zäune reparieren, und war mit, wens beim Heuen (...). Ich hab immer (...) mein Mann hat meistens gemäht und ich hab meistens schon angestreut [Anm.: Futter auseinanderteilen, damit es trocknet]. [...] Und dann hab ich meistens schon müssen kochen [...], und dann hab ich müssen wieder heuen. Dann bin ich die ganze Zeit am Traktor gesessen. Und am Abend dann wieder im Stall helfen. Und die Kinder, die haben müssen so nebenbei.“

Für die Kinder ist Sabine allein verantwortlich. Solange der Schwiegervater noch lebt, passt er hin und wieder auf die Kinder auf. Sabine erwirtschaftet daneben noch ein zusätzliches Einkommen. Sie hat Hühner und macht, weil sie Zuckerbäckerin ist, selbstgemachte Mehlspeisen und trägt somit in mehrfacher Hinsicht zum Familieneinkommen bei. Wie die Arbeit allerdings eingeteilt wird, das sei in den Händen der Männer gelegen, sagt sie. Nach dem schweren Unfall ihres Mannes pflegt sie ihn zu Hause, wobei sie von ihren Kindern unterstützt wird. Die Struktur des Betriebes ist in den letzten zwanzig Jahren, so sagt Sabine, eigentlich gleichgeblieben.

Damit kommen wir zum **modernen Familientyp**, welcher durch die Familie Aigner[†] aus der Südwest-Steiermark vertreten wird.

Abbildung 5: Charakteristika moderner Familien

[†] Zur Wahrung der Anonymität wurden alle Namen in die am häufigsten auftretenden Familiennamen in den einzelnen Regionen abgeändert.

4.ii. Qualitative Ergebnisse

- ✓ Ideal der romantischen Liebe bestimmt die Heirat
- ✓ Kernfamilie gewinnt an Bedeutung
- ✓ Kindererziehung wird zum Thema
- ✓ Kindheit wird eigene Lebensphase
- ✓ Kindererziehung wird zur zentralen Aufgabe der Frau (im bäuerlichen Milieu abgeschwächt)
- ✓ Geschlechterdifferenzen in der Arbeitsteilung auf Grund körperlicher Stärke verlieren an Bedeutung
- ✓ Pflicht zur Hofnachfolge verliert an Bedeutung
- ✓ Zunehmende Emotionalisierung der Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern



S.A. Haring/A. Eder



Die jungen Leute haben den Weinbauernbetrieb vom Schwiegervater der Interviewten gepachtet, da dieser den Hof noch nicht übergeben wollte. Interviewt wurde Auguste Aigner, die gemeinsam mit ihrem Mann den Betrieb leitet. Das Ehepaar hat zwei Töchter im Alter von 13 und 16 Jahren. Geheiratet wurde 1994 aus Liebe: *„Durch die Liebe (lacht). Also durch meinen Mann. Hab ich sicher nicht vorgehabt, dass ich Weinbäuerin werde, also das war sicher durch meinen Mann.“*

Nach der Heirat gibt sie ihren Beruf auf, da ihr Mann sie zu Hause gebraucht hätte. Gemeinsam wird der Betrieb aufgebaut und umstrukturiert. Zunächst arbeitet Auguste noch im Buschenschank mit, nach zwei Fehlgeburten und nachdem die Freundin des Schwiegervaters den Betrieb verlassen hat, wird der Buschenschank-Betrieb eingestellt. Im Interview betont Auguste immer das „Wir“, also das Gemeinsame des Ehepaares beim Aufbau des Betriebes. Sie betont immer wieder das Private und meint damit ihre Kernfamilie, also ihren Mann und ihre beiden Töchter. Das Private stand für sie immer an erster Stelle. *„Zuerst, bevor wir irgendetwas machen haben müssen, haben wir das Private gemacht.“*

Und so wurde zunächst auch der private Wohnraum umgestaltet und erst anschließend, als wieder Geld zur Verfügung stand, die Betriebsräume. Gerade am Anfang, als die Kinder noch sehr klein waren, war die Arbeitsbelastung sehr hoch.

„Wir haben ja noch unten im Stammhaus gewohnt, noch lange. Wir sind erst zwölf Jahre heroben [Anm.: also im eigenen Haus]. Die Kinder sind unten auf die Welt gekommen. Zwei Hunde, drei Männer und ein Haufen anderer Leute, und dann sollst du stillen und ständig waren Handwerker da, immer Handwerker. Und die haben ja auch da gegessen. Und dann haben wir rigolen müssen im Weingarten, da gesetzt, dort gesetzt, es war eh ständig etwas. Aber du kannst es dir nicht einteilen, wann du die Kinder bekommst, weil sonst kriegst eh nie welche. Ich bin halt gerade noch die Generation. Die jetzigen Jungen, wenn man so schaut, die sind schon gescheiter, die machen das schon anders. Die haben jemanden für die Kinder oder haben Großeltern oder sonst irgendetwas, wenn man sich es halt leisten kann.“

Im Hinblick auf die Arbeit im Weingartenbetrieb ist Karl der Ehemann für die Kellerarbeit, Auguste für das Weingartenbinden, den Weinverkauf und die Weinverkostungen zuständig. Gelegenheitsarbeiter (z.B. bei der Ernte oder beim Weingartenschneiden) unterstützen das Paar dann bei der Weingartenarbeit. Der Schwiegervater, der noch der Besitzer des Hofes ist, hilft eher selten mit. Büroarbeit, wie E-Mails beantworten, machen beide Eheleute je nach ihren zeitlichen Ressourcen. Doch Verhandlungen mit den Weinhändlern, die erledigt der Karl, der die *Weinbaufachschule in Silberberg* besucht hatte. Dort wo es eben um viel geht, sagt Auguste, sprich auch um viel Geld, da entscheidet der Karl. Unterstützung bei den Kindern bekam Auguste bei ihrer Mutter. Sonst sind die Mädchen bei der Arbeit dabei gewesen, bzw. die am Hof Arbeitenden haben auf die Kinder aufgepasst. Der Schwiegervater war ihr keine große Hilfe. *„Die*

Generation von meinem Schwiegervater sind die, die sich selber noch bedienen lassen haben im eigenen Haus. Der ist dann gekommen, hat sich reingesetzt und erwartet, dass er bedient wird.“

Die Kinder helfen kaum am Hof mit. Kindheit und Jugend wird als eigene Lebensphase akzeptiert. Bildung ist im modernen Familientyp schon ganz zentral, d.h. dass die Kinder eine sehr gute Ausbildung machen, ist den Eltern wichtig. Auguste sagt über ihre Mädels, dass sie da eher verwöhnt sind, weil sie nicht am Hof mithelfen.

Wir finden in dieser Familie bereits eine Tendenz zur Geschlechteregalität. Auguste macht auch eine Reihe von Fortbildungen, nicht nur zum Thema Weinbau, sondern auch zum Thema Rhetorik, weil sie ja sozusagen für den Verkauf zuständig sei. Trotzdem ist der Mann noch für die großen Anschaffungen zuständig. Dieser Familie ist eine räumlich abgegrenzte Privatsphäre sehr wichtig. Freizeit spielt hingegen noch keine große Rolle, aber Familie Aigner möchte das in Zukunft ändern.

„Das sind wir nicht gewohnt, dass wir einmal Montag oder Dienstag wandern gehen. Weil wie schaut denn das aus: Die Bauern gehen wandern! (lacht) Also das sind wir nicht gewohnt, aber das können wir ja lernen! Bis jetzt haben wir das nicht gemacht, aber das haben wir in Planung.“

Eine Woche im Jahr im Sommer und einzelne Schitage macht das Ehepaar mit den Kindern Urlaub. Auguste geht darüber hinaus gerne Walken, was nicht immer gerne gesehen wurde.

„Ich gehe gern walken, das mache ich schon, oder früher einmal in der Woche turnen. Das waren sie nicht gewohnt am Anfang. Hat die zu wenig Arbeit daheim, haben die Leute gefragt. Jetzt rennt sie schon wieder, oder so. Aber das muss einem egal sein, das ist jetzt eh schon viel besser, was die Leute denken.“

Die Hofübernahme ist bei Familie Aigner noch kein Thema. Die jüngere Tochter möchte eher auf die Weinbauschule in Silberberg gehen, die ältere Tochter eher einen anderen Weg einschlagen.

Damit kommen wir zum letzten, dem *postmodernen Familientyp*, dargestellt am Beispiel der Familie Steiner[‡] aus der Obersteiermark.

[‡] Zur Wahrung der Anonymität wurden alle Namen in die am häufigsten auftretenden Familiennamen in den einzelnen Regionen abgeändert.


Abbildung 6: Charakteristika postmoderner Familien

SOC Institut für Soziologie
Department of Sociology


4.iii. Qualitative Ergebnisse

Postmoderne Familien

- ✓ Individualisierung und Pluralisierung der Lebensformen
- ✓ Freizeit gewinnt an Bedeutung
- ✓ Ehescheidungen werden möglich (auch für Frauen)
- ✓ Streben nach Selbstverwirklichung nimmt zu (Lenz)
- ✓ Rückgang der Geschlechtsspezifität und veränderter Umgang mit Sexualität (Lenz)
- ✓ Aufwertung der Kommunikation in der Beziehung (Lenz)
- ✓ traditionelle Rollenbilder verlieren an Bedeutung (zB. Bei der Hofnachfolge)
- ✓ das Aufweichen der Geschlechterhierarchie und der Egalisierung in der Beziehung führe zu Gleichheits- und Mitbestimmungsrechten



S.A. Haring/A. Eder



Familie Steiner hat einen gemischten Forst- und Milchwirtschaftsbetrieb mit 48 Hektar, wobei 26 Hektar auf Wald entfallen. Betriebsleiter sind Tobias und Katharina. Diese leben mit ihren vier Kindern, mit ihren drei Mädchen und einem Sohn, sowie mit den Altbauern Marianne und Hans und dem Au-Pair Mädchen Isabella auf dem Hof. Drei moderne Ferienhäuser stellen ein wichtiges zusätzliches Einkommen für den Hof dar. Das ganze Interview ist dadurch gekennzeichnet, dass das „Wir“ stark betont wird. Im Interview fällt auch auf, dass sie oft gleichzeitig sprechen.

„Wir haben ja gemeinsam unseren Stall geplant. Zehn Jahre lang eigentlich haben wir den Stall geplant, kann man sagen.“ Ergänzend sagt der Partner: *„Kann man echt sagen, ja.“* Wieder ergänzend: *„Getüftelt, wie wir den Stall so richten, dass er nicht nur für die Tiere sondern natürlich auch für uns Arbeitende, aber ganz, ganz wichtig auch für die Gäste erlebbar und gemütlich wird.“*

Das Paar versteht sich als moderne Unternehmer, als innovative Landwirte. Tobias und Katharina haben auch eine eigene Gesellschaft gegründet und vertreten ein individualisiertes Leistungsdenken, nach dem Motto: *„Jeder ist seines Glückes Schmied.“* Das unterscheidet sie von den anderen Familientypen. Das Ehepaar vertritt auch das *„Halbe-Halbe-Prinzip“*: Jedem gehört die Hälfte des Besitzes und man teilt sich die Arbeit, wenngleich zunächst noch nach eher traditionellen Mustern.

„Wir sind ein Vollerwerbsbetrieb. Das heißt, wir sind beide Vollzeit beschäftigt am Hof. [...] Besitzverhältnisse sind Halbe, Halbe. Und wir haben auch die Arbeit Halbe, Halbe recht gut aufgeteilt, sag ich jetzt einmal.“

„Was Jahre lang war, dass ist“, sagt die Katharina, *„dass ich für Haushalt, Gäste und die Kinder verantwortlich war und der Tobias für den Landwirtschaft-Außenbereich, Milch, Tiere, alles was außen zu machen war.“* Doch mit dem zunehmenden Alter der Kinder und dem sukzessiven Wegfall der Großeltern als Arbeitskräfte am Hof veränderte sich dann auch die Aufteilung der Arbeit zwischen den beiden Partnern. Nun arbeitet auch Katharina mehr im Außenbereich mit.

„Und dadurch bin ich dann jetzt mehr im Außenbereich tätig, vor allem im Stall, beim Melken und so. Und sonst haben wir uns alles gemeinsam entschieden, aufgebaut, erarbeitet.“

Das Au-Pair Mädchen Isabella unterstützt Familie Steiner bei der Betreuung der jüngeren Tochter und des Sohnes. Freie Tage gibt es v.a. am Sonntag, den man sich auch von den Gästen, die am Bauernhof Urlaub machen, freihält.

„Wir sind sehr bestrebt, dass wir die Sonntage einhalten. Dass wir wirklich noch die Melkzeiten in der Früh und in der Nacht haben. Sonst wird bei uns der Sonntag sehr streng eingehalten und auch die Feiertage, muss ich sagen. Weil wir es einfach auch anders kennengelernt haben. Und dann war oft Kochen und Gästewechsel am Sonntag und du nimmst dir nicht einen anderen Tag in der Woche frei. Das tust du nicht. Das haben wir probiert. Das hat nicht funktioniert. Die Kinder sind in der Schule, die sind einfach auch nur am Wochenende da. So jetzt haben wir den Gästewechsel so angelegt, dass die Gäste am Sonntag zwar abreisen, aber schon Samstag bezahlen und abgerechnet wird. Und die so abreisen können, dass sie einfach den Schlüssel stecken lassen und ich erst am Montag die nächsten Gäste kriege. (...) Ich habe natürlich eine Nächtigung weniger. Aber das ist mir absolut die Freizeit wert.“

Eine Woche pro Jahr fahren die Steiners mit den Kindern ans Meer, doch nehmen sie sich auch jeden Tag ganz bewusst Zeit für sich. Mindestens eine Stunde rund ums Frühstück und nach dem Mittagessen sitzt man zusammen und bespricht den Tag und entspannt gemeinsam. Sie haben auch einen eigenen Wellness-Garten für sich angelegt, also nicht für die Gäste, der dem Paar als Ausgleich dient. Auch wenn das Paar viele Arbeiten gemeinsam erledigt, halten es Tobias und Katharina für ihre Beziehung wichtig, dass jeder seinen abgeschlossenen Verantwortungsbereich hat, in den der andere nicht hineinredet: Tobias die Kühe und Katharina die Vermietung der Ferienwohnungen.

Katharina: *„Ich meine, wir kennen uns gegenseitig aus, aber das ist Meins und das ist Seins. Und das ist einmal ganz, ganz wichtig, dass das getrennt ist, dass du einfach Selbstwertgefühle hast“.* Tobias: *„Genau!“*

Auffallend ist auch, dass sie erst nach sechsjähriger Partnerschaft geheiratet haben. Die Generationenbeziehung mit den Eltern ist entspannt, weil eine räumliche Trennung von Statten gegangen ist. Die Eltern führen ihren eigenen Haushalt. Schließlich war es die Schwiegermutter, die diesen Schritt zum Auszugshaus gesetzt hat.

„Wenn man den Freiraum hat. Ich muss auch sagen, meine Schwiegermama ist eine ganz, ganz liebe. Ich mag sie irrsinnig gerne. Sie ist auch sehr moderndenkend. Dahingehend war sie diejenige, die den Schritt gesetzt hat zum Auszugshaus. Dass sie gesagt hat: ‚Nein, wir wollen ausziehen. Wir wollen uns ein Haus bauen.‘ Jetzt im Nachhinein gesehen, war das sicher einer der besten Schritte, der uns passieren hätte können vom Hausfrieden und vom Familienfrieden.“

Auch im nächsten Zitat kommt ganz deutlich zum Ausdruck, wie wichtig der Freiraum und die Privatsphäre sind sowie die Achtung gegenüber den anderen und dass man sich nicht in alle anderen Bereiche einmischt. Katharina meint:

„Es kann eine Großfamilie irrsinnig schön sein. Und ich sage einmal, wenn ich meine Schwiegermama nicht gehabt hätte, hätte ich keine vier Kinder. Weil du kannst in der heutigen Zeit vier Kinder fast nicht alleine aufziehen. Das geht fast nicht. Also sie war eine gewaltige Unterstützung und alles. Aber, wie gesagt, es braucht jeder seinen Freiraum und seine Privatsphäre. Ist auch ganz, ganz wichtig. Und dass auch die Achtung gegenüber dem anderen erhalten bleibt.“

Beziehungsarbeit ist beim postmodernen Familien-Typ sehr wichtig; Kommunikation wird immer wieder betont und dass man an einer guten Partnerschaft ständig arbeiten müsste. Das gilt ganz besonders für das bäuerliche Milieu, denn hier kommt noch hinzu, dass das Ende der Beziehung oft auch das Ende des Hofes bedeutet. Durch die Art der Besitzverhältnisse ist dies brisanter als in anderen Milieus.

V. Fazit und Ausblick

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die befragten Bauern und Bäuerinnen v.a. drei Aspekte im Zusammenleben der Generationen positiv bewerten. Erstens die Mithilfe bei der Kinderbetreuung, zweitens die Arbeitsentlastung am Hof sowie drittens die emotionale Verbundenheit in der Großfamilie. Spannungen finden wir v.a. dann, wenn die Wohnbereiche nicht getrennt sind, der gegenseitige Respekt nicht da ist und ein gegenseitiges Einmischen passiert, aber auch wenn die Leistungsfunktion der jungen Generation nicht ausreichend akzeptiert wird.

Zentral ist, dass die Kinder nun vermehrt freie Entscheidungen treffen können. Die Erwartung, dass jemand den Hof übernehmen wird und einen ganz bestimmten Weg einschlagen wird, geht zurück. Die Eltern wünschen sich mittlerweile auch, dass längere Bildungswege eingeschlagen werden.

Insgesamt lässt sich eine große Heterogenität des bäuerlichen Milieus erkennen. Einstellungen und Sichtweisen verändern sich aber auch innerhalb der Biographie. Das kann man beispielsweise im Bereich der Pflege sehen. Während Leute berichten, dass sie sich verpflichtet gefühlt haben, die Eltern zu pflegen, erwarten sie das im fortgeschrittenen Alter von ihren Kindern nicht mehr. Derartige Veränderungen in der Biographie können wir anhand unseres Materials aufzeigen. Der Vergleich zur Gesamtbevölkerung hat – grob zusammengefasst – gezeigt, dass sich Einstellungen zur Kindererziehung, zur Ehe und Partnerschaft im bäuerlichen Milieu sehr wohl noch unterscheiden. Typisch postmoderne Einstellungen sind in anderen Berufssparten in Österreich stärker ausgeprägt als im bäuerlichen Milieu.

Diskussion

Heistinger: Sie haben gemeint, dass es für den erfolgreichen Fortbestand der bäuerlichen Familienbetriebe in Österreich nicht nur um wirtschaftliche Faktoren, sondern ganz stark auch um psychosoziale Faktoren geht. Das haben Sie so zwischendurch gesagt. Jetzt wollte ich noch einmal nachfragen. Man könnte das ja auch umformulieren und sagen: psychologische und soziale Faktoren sind gleichzeitig auch wirtschaftliche Faktoren, wenn es um den Fortbestand der Betriebe geht. Da wollte ich noch einmal nachfragen, ob Sie mir da Recht geben können. Meine zweite Frage knüpft sich auch daran. Sie arbeiten ja noch länger an diesem Projekt. Können Sie diesen Aspekt noch stärker ausarbeiten und was hätte das für eine Konsequenz auch insgesamt z.B. für die Agrarberatung bzw. können Sie daraus auch irgendwelche Empfehlungen für die Agrarpolitik ableiten?

A. Eder: Ich gebe Ihnen zu hundert Prozent Recht, dass eine Interaktion stattfindet zwischen psychosozialen und ökonomischen Faktoren. Man kann das in unserem Material sehr schön bei der Hofübergabe sehen. Dort wird klar, dass nicht nur wirtschaftliche Faktoren eine Rolle spielen, sondern auch das Verhältnis zwischen den Eltern und den Kindern und die Art und Weise, wie diese Übergaben vorbereitet werden, wie gesprochen wird, wie die Kommunikation abläuft. Am Ende wird das nicht nur für den Fortbestand, sondern ein Stück weit auch für den Erfolg ausschlaggebend sein. Ziel für unser Buch wird sein, diese Interaktion noch stärker in den Blick zu nehmen. Im Material steckt da noch sehr viel drinnen. Sehr wichtig ist auch die Vorbildwirkung der älteren Generation. Wenn die Freude am Arbeiten haben und diese Freude auch vermitteln können, oder umgekehrt, wenn sehr viel gejammert wird, dann prägt das auch die Einstellung der Jungen gegenüber dem Betrieb und der Arbeit. Das Arbeitsethos und die Einstellung spielen eine große Rolle für den Fortbestand des Betriebes.

Haring: Das Projekt wurde an uns von außen und zwar von Vertretern der Systemischen Familientherapie herangetragen, die schon sehr lange mit Bauern und Bäuerinnen zusammenarbeiteten. Die haben gesehen, dass diese Fokussierung auf den ökonomischen Aspekt viel zu kurz greift. Das war eigentlich der Ausgangspunkt. Man ist an uns herangetreten, dies zu evaluieren. Eine Evaluierung einer Systemischen Familientherapie können wir allerdings als Soziologinnen nicht machen, aber wir können das Leben am Hof wissenschaftlich untersuchen. Wir hatten von Anfang an ein sehr umfassendes Konzept. Ergänzend dazu habe ich gemeinsam mit *Franz Höllinger* auch noch eine Lehrveranstaltung gemacht. In dieser hatten die Studierenden Bauern und Bäuerinnen interviewt, die aufgehört haben. Das waren noch einmal zehn Interviews. Man hat dabei gesehen, dass sie dies teilweise aus ökonomischen Gründen gemacht haben, aber nicht nur.

Brauer: Der Befund zwischen getrenntem und gemeinsamem Haushalt entspricht ja der allgemeinen Familiensoziologie, also zwischen innerer Nähe und äußerer Distanz. Die Unterschiede beim gemeinsamen Essen fand ich sehr spitzfindig und interessant. Das könnte auch als Ausdruck der Postmoderne gedeutet werden. Hier möchte man etwas tun, aber nicht aus traditionellem Zwang, um ein bestimmtes Ritual zu vollziehen. Das würde ich noch weiters ausbauen, weil sich das ja mit Ihren Ergebnissen überschneidet, wobei mir nicht ganz klar ist, wie Sie die Postmoderne und die Moderne voneinander abgrenzen und welche Theorien sie dort zugrunde legen. Die Maßstäbe, die sie für die Postmoderne zugrunde gelegt haben, also Leistung, Anerkennung, die lassen sich in jeder Modernisierungstheorie finden. Die Auflösung des Ganzen im Sinne der Postmoderne kann ich bei Ihnen nicht wirklich erkennen. Da wäre interessant zu hinterfragen, ob wir diese Unterscheidung hier wirklich brauchen. Ich glaube nicht, dass mit den drei Fällen die Theorie widerlegt werden kann. Vielleicht braucht es da noch eine Überlegung oder interessante Gegenüberstellung, was denn bei Modernisierungsprozessen in Bauernfamilien passiert. Sie haben die Familientherapie angesprochen. Inwieweit gehen Ihre Ergebnisse über die Befunde von *Hildenbrand et al. (1992)* über Modernisierungsprozesse in Bauernfamilien hinaus? Was sind die entscheidenden Punkte bei der Hofnachfolge? Der Modernisierer redet nicht von der Postmoderne, der redet von der Moderne. Dem ist eigentlich egal, wo er Landwirt ist. Der hat in Kanada ganz andere wirtschaftliche Interessen. Zufälligerweise hat er beschlossen, den elterlichen Hof zu führen. Aber das ist eine Wahlentscheidung.

Rest: Sie haben das Material für die Typenbildung aus der Theorie abgeleitet und uns ein paar Beispiele gegeben. Der Einwand zur Postmoderne gerade vorhin wäre auch mein Einwand gewesen. Mich würde interessieren, wie weit, nachdem Sie durchaus feststellten, dass es auch eine große Heterogenität bzw. eine starke Differenzierung der Lebensstile im bäuerlichen Milieu gibt, ob da nicht abgesehen von diesen klassischen theoretischen Typen noch andere Typen gibt. Zum anderen würde mich interessieren, ob Sie Aussagen darüber treffen können, wie sich das geändert hat im Laufe der Zeit. Es ist ja auch bezeichnet, dass Ihre Beispielfamilien auch aus unterschiedlichen Generationen kommen. Die traditionelle Familie ist meine Generation, die moderne Familie ist schon ein Jahrzehnt jünger, und da die postmoderne Familie noch ein Au-Pair Mädchen beschäftigt, gehe ich davon aus, dass sie wahrscheinlich noch einmal um ein Jahrzehnt jünger ist. Können Sie dazu Aussagen treffen, wie weit die traditionelle bäuerliche Familie schon ausgestorben ist?

Haring: Die drei Beispiele sind natürlich Idealtypen im Sinne von *Max Weber (2010)*. Man nähert sich diesen an, aber in der sozialen Wirklichkeit kommt dieser Idealtyp nie in der Reinform vor. So sind die zu verstehen. Ob man jetzt wirklich zwischen moderner und postmoderner Familien unterscheiden sollte, ist eine offene Frage. Ich denke, man kann das sehr wohl. Wir hatten intern lange darüber diskutiert. Ein deutliches Charakteristikum ist dieses „Halbe-Halbe-Prinzip“ bei der postmodernen Familie, d.h. die Absicht, möglichst viel gemeinsam zu machen. Weiters differenzierend ist die Möglichkeit, auch schon vor der Heirat eine lange Partnerschaft zu leben, die Auslagerung gewisser Bereiche, die traditionell der Familie zugeschrieben werden, nämlich die Betreuung der Kinder, da ist es das Au-Pair-Mädchen, aber

auch in der Pflege. Plötzlich ist die Betreuung der älteren Familienmitglieder nicht nur im Familienverband möglich, sondern z.B. auch durch eine 24-Stunden-Pflegerin. Ich glaube schon, dass es da noch einmal graduelle Unterschiede gibt, die das rechtfertigen lassen. Mir ist ganz besonders wichtig, dass sich eine Familie im Laufe ihrer Familienbiographie auch in eine bestimmte Richtung entwickeln kann. Eine Familie, die zunächst dem modernen Familientyp zuzuordnen ist, bewegt sich vielleicht zwanzig Jahre später in Richtung postmoderner Familie. Weiters zentral ist, dass die Individualisierung stark zunimmt genauso wie der Freizeitgedanke. Letzterer ist bereits bei der modernen Familie angelegt, aber noch nicht in dem Ausmaß wie bei der postmodernen Familie. Natürlich hängt das auch mit den Generationen zusammen, aber nicht nur. Es gibt diese Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen (*vgl. Bloch 1974, 1985*). Wir finden zur selben Zeit unterschiedliche Typen. Auch jüngere Familien in der Obersteiermark, irgendwo im *Schladminger Bergland* auf 1.000 Meter Seehöhe, gehören mitunter noch zum traditionellen Familientyp, auch wenn er im Allgemeinen im Auslaufen ist.

Fuhrmann: Sie haben drei Familien gezeigt und bei allen drei Familien, soweit man das heraushören konnte, war der Hofnachfolger der Mann. Jetzt wäre es interessant eine postmoderne Familie zu untersuchen, wo die Hofnachfolgerin eine Frau ist. In diesem Zusammenhang wären die Konflikte möglicherweise etwas anders gelagert.

Haring: Bei der Weinbauernfamilie wird die Hofnachfolgerin eine Frau sein, weil es da nur zwei Töchter gibt. Es gibt Familien, wo eine Tochter übernimmt.

A. Eder: Die Situation stellt sich so dar, dass schon viele berichtet haben, dass sie sich freuen würden, wenn der Hof überhaupt übernommen wird. Die Hoffnung, dass der älteste Sohn übernimmt, schwindet und verliert an Bedeutung.

Chr. Gruber: Meine Frage ist ganz pragmatisch. Wurden bei den beiden ersten Familien, die Sie vorgestellt haben, Mann und Frau gemeinsam interviewt? Sie haben bei der dritten Familie explizit die Besitzverhältnisse erwähnt. Wie schaut das bei den beiden anderen aus? Sind da auch beide Ehepartner jeweils Besitzer? Die Frauen haben ja da eingehiratet. Wie schaut es da mit den Eigentumsverhältnissen aus? Natürlich sind diese Familien unterschiedlich alt. Wie weit hängt die ökonomische Situation mit den jeweiligen Familien zusammen? Die Familienverhältnisse, die Sie aufgezeigt haben, waren interessanterweise ja auch ökonomisch sehr unterschiedlich. Der eindeutig reichste Bauer war sicher der dritte, wenn man sich die Besitzverhältnisse anschaut.

Haring: Der reichste war der erste Betrieb. Die hatten auch ein Bauernhaus mit 600 m² Wohnfläche. Da war nicht die Notwendigkeit gegeben, dass die Schwiegermutter hinter der nächsten Tür lauert. Bei der ersten Familie hat die Frau nichts besessen, sondern alles nur der Mann. Bei der zweiten Familie hat der Schwiegervater noch nicht übergeben. Das waren Pächter. Bei der dritten Familie war der Besitz Halbe-Halbe aufgeteilt.

Chr. Gruber: War der Besitz bei der zweiten Familie von beiden Elternteilen? Hatten die aus ökonomischen Gründen noch nicht übergeben, denn das machen ja viele Bauern?

Haring: Das waren hier keine ökonomischen Gründe. Der Schwiegervater macht zwar schon etwas ganz Anderes, möchte aber noch die Hand über dem Betrieb halten. Die Schwiegermutter ist schon lange gestorben, die gibt es nicht mehr in der Familie. Was die Interviews betrifft, sprechen Sie einen ganz wichtigen Punkt an. Wir hatten vorher mit ExpertInnen einen Workshop, um zu diskutieren, wie man die Interviews am besten angehen sollte. Dann hatten wir diese Mehrgenerationen-Interviews, aus denen die Masterarbeit entstanden ist. Dabei wurden die unterschiedlichen Familienmitglieder getrennt befragt. Dann begannen wir ebenfalls getrennt zu befragen, entweder den Mann oder die Frau. Da hat sich herausgestellt, dass das am Bauernhof extrem schwer geht, weil ständig irgendwer hereinkommt. Gemeinsames Befragen hat sich dann als sehr bereichernd herausgestellt, weil Männer, die wir einzeln interviewt haben, sich lange über die Produktion, den Hof und Maschinen ausgelassen, aber kaum etwas

über ihre Familie erzählt haben. Daher haben wir uns entschlossen, die Interviews gemeinsam zu führen, weil wir dann viel mehr zu Familie und Partnerschaft erfahren haben.



Das zweite Referat von *Michael Fischer*, ÖAR Regionalberatung GmbH, hatte den Titel „*Wie weit nach unten reicht „Bottom up“? Beobachtungen zur Beteiligung an LEADER in Österreich anhand eines Mixed-Methods-Ansatzes*“. *Fischer* ist Diplom-Soziologie und 2009 in der Beratung tätig. In seinem Vortrag wird die Entwicklungsmethode LEADER skizziert und ein Einblick zu einigen Regelmäßigkeiten der Beteiligung vermittelt. Weiters soll ein Überblick über die qualitativen und quantitativen Methoden gegeben werden, die in dem Projekt angewandt und miteinander kombiniert worden sind.

I. Die Studie

Die Studie ist im Auftrag des Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft (BMLFUW) entstanden. Start der Studie war März 2013, abgeschlossen wurde sie im Dezember 2013. Zwei Unternehmen, die *ÖAR Regionalberatung GmbH* und das *Österreichische Institut für Raumplanung (ÖIR)*, waren daran beteiligt. Die Arbeit wurde nach bestimmten Methodenpaketen aufgeteilt. Das Ziel der Studie war Wissen zu generieren. Wie schaut der Status Quo der Beteiligung in den LEADER Regionen aus und welche Mechanismen liegen der Beteiligung zugrunde? Wie wird sie gestaltet? Welche Dinge funktionieren gut und welche nicht so gut, um Beteiligung zu realisieren? Der Auftrag war v.a. natürlich auch, Erkenntnisse abzuleiten, was man auf unterschiedlichen Ebenen tun kann, welche Handlungsempfehlungen es für die Ebene der Region, für die Ebene der Bundesländer und für die Ebene des Bundes als verantwortliche Stelle für das *Programm für ländliche Entwicklung* gibt. Die Ergebnisse mussten deshalb sehr stark empfehlungs- und handlungsorientiert sein.

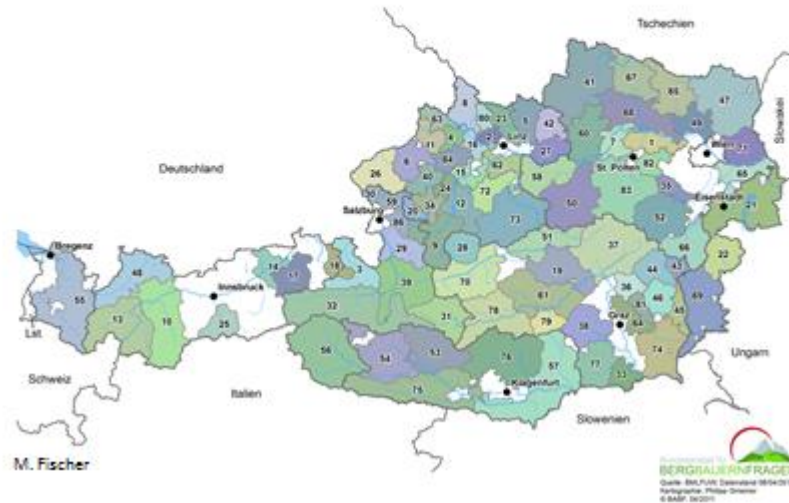
Den Begriff LEADER gibt es seit 1990. Er ist ein Akronym aus dem Französischen: *Liaison entre actions de développement de l'économie rurale*, d.h. die Zusammenführung unterschiedlicher Aktionen zur Entwicklung der ländlichen Wirtschaft. Bei LEADER geht es um eine Entwicklungsmethode, die beschreibt, wie Entwicklung in Regionen passieren soll, aber nicht die konkreten Entwicklungsinhalte vorwegnimmt. Dies zu definieren ist Aufgabe der Region. Somit wird dieses „*Wie der Entwicklung*“ durch eine Innovationsorientierung charakterisiert. Das was passiert, soll einen gewissen Neuheitsanspruch haben. Was das genau bedeutet, ist nicht immer einfach zu definieren. Es geht um Sektor übergreifende Entwicklung, d.h. es geht nicht nur um Landwirtschaft, obwohl es Teil des *Programms für ländliche Entwicklung* ist. Es geht klar über das hinaus. Man möchte unterschiedliche Wirtschaftssektoren, aber auch andere gesellschaftliche Bereiche miteinander in Verbindung bringen, Kooperationen stärken, Menschen miteinander vernetzen und dadurch einen Mehrwert erzeugen, der die Region stärkt. Es gibt dafür für jede Region ein eigenes Budget und ein Management, d.h. zumindest eine Person, die die Region dabei unterstützt, ihre Entwicklungsbemühungen voranzutreiben. Der Kern ist aber das „*Bottom-up-Prinzip*“. Dies bedeutet, dass die Region selbst definiert, welche Entwicklungsschwerpunkte sie setzen möchte von den Themen her und von den Aktionen, die gesetzt werden. Dies ist sozusagen der eine Teil vom *Bottom-up*, dass das die Region definiert und dass das nicht in einem Programm auf Bundesebene festgeschrieben ist und der zweite Kern vom *Bottom-up* ist, dass die Regionen durch eine möglichst breite Beteiligung charakterisiert sind. Die Region sollten möglichst viele gesellschaftliche Gruppen repräsentieren, die in diesem Feld tätig sind. Damit ist ein gewisser Grundstein für den Begriff der Beteiligung gelegt. Der letzte Eckpunkt ist, dass LEADER seit dem Jahr 2000 Teil des *Programms für ländliche Entwicklung* ist, mit ungefähr 5% des Programmbudgets. Verwaltet wird das Programm durch das BMLFUW sowie die Bundesländer.

In der Programmplanungsperiode 2007-2013 gab es in Österreich 86 LEADER Regionen. Ziemlich der gesamte ländliche Raum in Österreich wurde von LEADER Regionen abgedeckt. In der aktuellen Periode

2014-2020 gibt es nur noch 77 LEADER Regionen. Es gab kleinere Veränderungen in der Gebietsstruktur, aber im Groben schaut es von der Flächenabdeckung her ähnlich aus.

Grafik 1: LEADER Regionen 2007-2013 in Österreich

LEADER Regionen 2007-2013



Bevor nun auf den Beteiligungsprozess eingegangen wird, sollen noch ein paar wesentliche **Strukturelemente** präsentiert werden, die LEADER kennzeichnen.

Bei LEADER geht es um *Regionen*. Das sind Agglomerationen bzw. Zusammenschlüsse von Gemeinden, physisch erkennbar durch Gemeindegrenzen. Die LEADER Regionsgrenzen werden durch Gemeindeaußengrenzen der beteiligten Gemeinden bestimmt. Die Regionen schließen sich durch Gemeinderatsbeschlüsse zusammen.

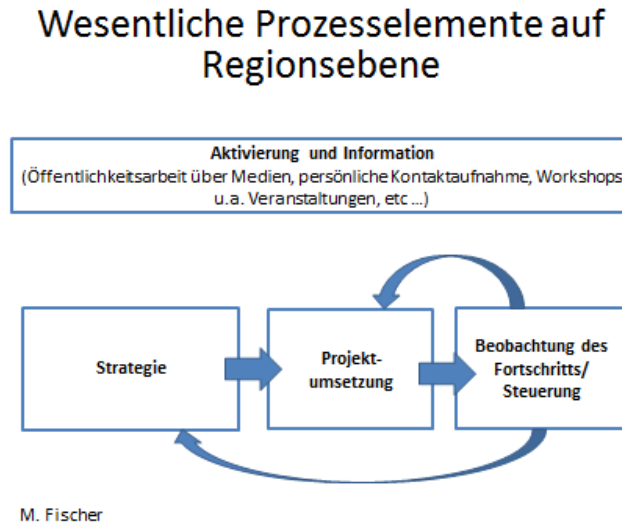
Lokale Aktionsgruppen (LAG), sind BewohnerInnen einer Region, die sich meist in Form eines Vereins organisieren und die Rollen im LEADER Prozess einnehmen. Diese Gruppen sind die personellen Träger einer LEADER Region, die dort die Geschicke bestimmen. Meistens sind sie noch mit einem (*Vereins*)Vorstand versehen.

Weiters gibt es in jeder LEADER Region ein *Projektauswahlgremium* als ein zentrales Charakterisierungsmerkmal. Das sind alle Mitglieder einer LAG oder Teilmenge der LAG, die eingereichte Projekte zur Förderung auswählt. Das Projektauswahlgremium entscheidet darüber, ob Projekte aus der Region gefördert werden und orientieren sich dabei an den Lokalen Entwicklungsstrategien.

Jeder LEADER Region verfügt über ein eigenes *LAG Management*. Dazu gibt es ein Personal, welches die LAG dabei unterstützt, diese Förderprogramm für ihre Region umzusetzen. Jede LEADER Region hat derzeit 60 Wochenstunden für das Management verpflichtend vorzusehen. Das sind mindestens eineinhalb Vollzeitstellen, die in den LEADER Regionen verfügbar sein müssen. Diese können aber auch mehr sein. Manche LEADER Regionen haben auch mehr.

Neben diesen wesentlichen Elementen, die die Leitungsstruktur betreffen, gibt es in den LEADER Regionen sehr viele Personen, die Projekte umsetzen, d.h. die projektbezogen an diese LEADER Struktur andocken.

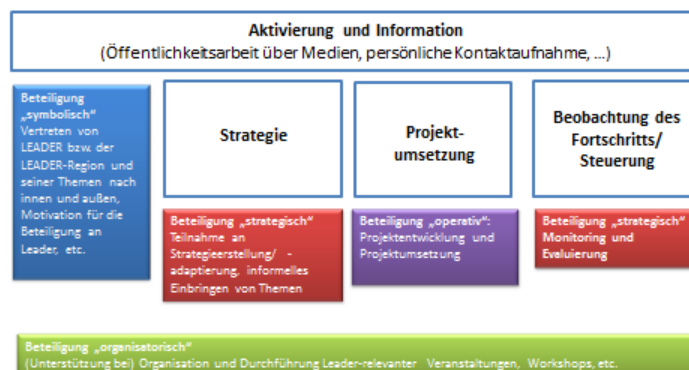
Grafik 2: Wesentliche Prozesselemente auf Regionsebene



Um aber zu verstehen, was da hier passiert und v.a. die Beteiligung besser einschätzen zu können, ist es wichtig sich die Prozesse noch einmal vor Augen zu führen, die eine LEADER Region über eine 7-Jahres-Periode begleiten. Am Beginn, wenn sich mehrere Gemeinden überlegen, dass sie eine LEADER Region werden wollen, um Fördermittel zu lukrieren und über sieben Jahre Projekte umzusetzen, entwickeln sie gemeinsam eine Strategie mit Grundüberlegungen. Welche Ziele möchte man in diesen sieben Jahren erreichen? Welche Aktivitäten möchte man setzen? Wie möchte man Leute animieren, da auch wirklich mitzutun? Das überlegen sich die Beteiligten zu Beginn in einer Strategie, die gleichzeitig auch als Bewerbungsdokument gilt. Jede Region ist nicht automatisch eine LEADER Region, sondern da gibt es einen Bewerbungsprozess am Beginn der Förderperiode, wo diese Strategie als Bewerbungsdokument eingereicht wird. Ist nun alles über die Bühne, d.h. die Strategie genehmigt und die LEADER Region als solche anerkannt, dann hat sie dann auch die Möglichkeit über diese Fördermittel zu verfügen und Projekte umzusetzen. Gemäß dieser Strategie werden Projekte entwickelt, vom LAG Management unterstützt, eingereicht und umgesetzt. Diesen Prozess begleitet eine Art Monitoring, das aber auch von der Region organisiert werden muss. Die Strategie vor Augen ist es immer notwendig zu schauen, wie die Region bei der Zielerreichung unterwegs ist. Diese Beobachtung des Fortschritts muss auch durch Prozesse organisiert werden.

Grafik 3: Systematisierung von Beteiligungsmöglichkeiten

Systematisierung von Beteiligungsmöglichkeiten



M. Fischer

Da dies ein sehr Bottom-up orientierter Prozess ist, liegt sehr viel Augenmerk auf dem Thema Aktivierung und Information. Es gibt einen permanenten Prozess des Aktivierens und Informierens über die Schwerpunkte der LEADER Region, um Projektträger zu motivieren oder sofern sie dies noch nicht sind, damit sie einreichen oder in manchen der begleitenden Arbeitsgruppen mitarbeiten.

Dies wären die groben Prozesselemente. Das ist sozusagen die Programmtheorie, d.h. wie Beteiligung aus einer theoretischen Perspektive definiert und konzeptualisiert wird.

Wo ist Beteiligung in den Prozessen, die in den LEADER Regionen passieren, möglich und wie kann sie charakterisiert werden?

Wenn man diese Prozessbausteine hernimmt, dann gibt es zum einen die Beteiligung der Bevölkerung der Region an der Strategieentwicklung. Diese nimmt an Arbeitsgruppen teil und überlegt mit, welche Schwerpunkte es in der Region geben kann. Sie können auch noch während der Periode Themen einbringen, aber der klassische strategische Beteiligungspunkt ist am Beginn, wo die *Strategie* entwickelt wird. Natürlich ist darauf folgend Beteiligung möglich, indem Menschen kommen können, die Projekte umsetzen wollen. Diese kommen mit Projektideen und diese werden dann überprüft, d.h. in der Projektentwicklung und *Projektumsetzung* gibt es theoretisch auch eine Beteiligungsmöglichkeit. Eine weitere Möglichkeit einer strategischen Beteiligung ist das *Monitoring*. Auch hier gibt es Monitoring-Gruppen und Beiräte die aus der Region durch Beteiligte vorgesehen sind. Eine Art *symbolischer Beteiligung* ist, wenn Personen den LEADER Gedanken und die LEADER Themen nach außen zu anderen Teilen der Bevölkerung tragen, z.B. einen Fußballverein aktivieren sich an LEADER zu beteiligen. Also da gibt es die Möglichkeit, symbolische Beteiligungshandlungen zu setzen, ebenso dieses Kommunikative und Repräsentative nach außen zu tragen. Das ist eine weitere Möglichkeit einer Beteiligung, die auch forciert wird. Der vierte Beteiligungstyp ist die *organisatorische Beteiligung*, d.h. die Beteiligung bei allem was notwendig ist, damit diese vier Prozesselemente gut laufen. Da geht es um die Organisation und Durchführung von Veranstaltungen, die Unterstützung von Workshops oder bei Abrechnungen usw.

Grob zusammengefasst wurde für die Studie ein sehr pragmatischer *Beteiligungsbegriff* herangezogen. Als Beteiligung wurde jede Art aktiver Handlungen von Personen in LEADER Regionen definiert, die mit Bezug auf LEADER getätigt werden mit Ausnahme des LAG-Managements. Das ist ein sehr systemischer Zugang zur Beteiligung. Beteiligung ist alles was dieses System LEADER erzeugt und hervorbringt. Beteiligung ist Engagement in den vier folgenden Kategorien:

- *Strategisch*: Teilnahme an Strategieerstellung/ -adaptierung, informelles Einbringen von Themen, Qualitätssicherung/Monitoring

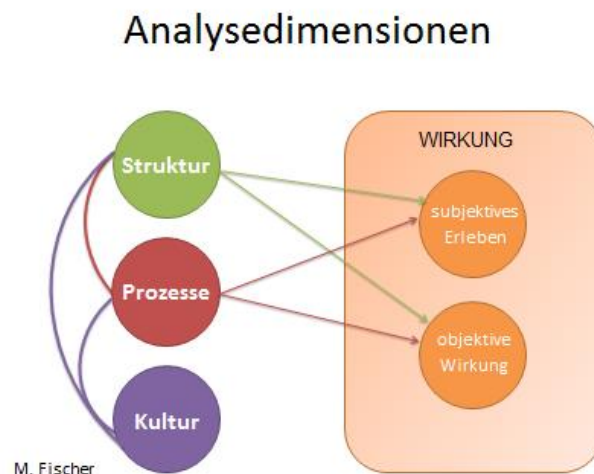
- *Operativ*: im weiteren Sinn Projektentwicklung und Projektumsetzung
- *Organisatorisch*: Unterstützung bei bzw. Organisation und Durchführung LEADER relevanter Veranstaltungen, Workshops usw.
- *Symbolisch/Repräsentativ*: Vertreten von LEADER bzw. der LEADER-Region und seiner Themen nach innen und außen, Motivation für die Beteiligung an LEADER, Kommunizieren was in den LEADER Regionen passiert etc.

Hinter dieser Studie standen mehrere verschiedene *Fragestellungen*

- Welche Möglichkeiten zur Beteiligung stehen in einer LAG offen und wie werden diese Möglichkeiten genutzt? Wie ist der Status-quo der Beteiligung? Wer macht wie in welchem Umfang mit? Wie sind die unterschiedlichen Gruppenverteilungen?
- Wie werden in LAGs unterschiedliche Gruppen zur Mitarbeit motiviert und einbezogen? Was wird getan? Welche Prozesse setzt jede Region, um diese Leute auch zu aktivieren?
- Welche Faktoren und Rahmenbedingungen begünstigen Beteiligung? Denn man weiß aus Vorstudien, dass es Gruppen gibt, die tendenziell wenig vertreten sind.
- Welche Gruppen sind schwer zu erreichen bzw. kaum beteiligt?
- Welche Wirkungen kann Beteiligung entfalten?
- Welche Implikationen ergeben sich für die jetzt bereits laufende Programmplanungsperiode?

Die *Analysedimensionen* der Studie waren die Struktur der Beteiligung, die Beteiligungsprozesse und die Art der Beteiligungskultur. Letztere ist eine Hintergrundfolie, die dafür verantwortlich ist, dass sich eine bestimmte Beteiligungsstruktur und bestimmte Beteiligungsprozesse in einer gewissen Art und Weise herausbilden.

Grafik 4: Analysedimensionen



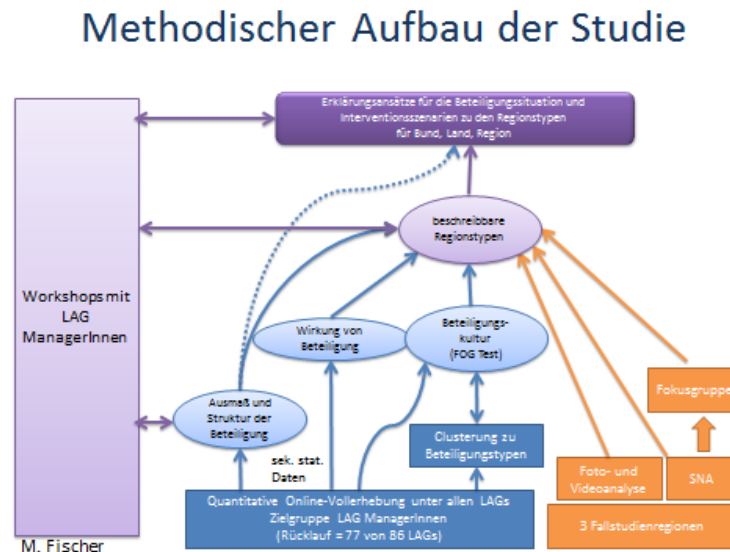
Die *Wirkungsdimensionen* sind subjektives Erleben der Wirkungen, die abgefragt wurde und objektivierete Wirkungen, die man mit sekundärstatistischen Daten versuchte den Beteiligungsstrukturen gegenüber zu stellen.

Welche *Methoden* wurden für die Studie angewandt? Basis war eine quantitative On-line-Vollerhebung unter den LAGs, d.h. es wurden die LAG Managerinnen und LAG Manager befragt. Es war eine

pragmatische Entscheidung, diese Kernakteure in einem ersten Schritt zu befragen. Potentiell waren das 86 Personen. Von 77 bekam man eine Rückmeldung. Mit diesem ersten Baustein an generierten Informationen, wurde versucht, Struktur und Ausmaß der Beteiligung abzuleiten und mit sekundärstatistischen Daten die Wirkung von Beteiligung zu ermitteln. Es gab 77 sehr unterschiedliche Rückmeldungen, die man versuchte zu unterschiedlichen *Beteiligungsclustern* zu bündeln, um dann gemeinsam mit der Beteiligungskultur einen gewissen Überblick über die Struktur zu bekommen, mit welchen Arten von Regionen wir es in Bezug auf Beteiligung zu tun haben. Anhand dieser Cluster wurden qualitative Vertiefungen vorgenommen. Für die drei gebildeten Cluster wurde jeweils eine *Fallstudienregion* ausgewählt und dort eine *Soziale Netzwerkanalyse* durchgeführt. Weiters wurde auch noch eine *Foto- und Videoanalyse* initiiert. Aus allen diesen methodischen Elementen sind beschreibbare Regionstypen entstanden, die uns erleichtert haben Empfehlungen abzugeben, wie und in welchen Regionen auf welcher Ebene hier da möglicherweise noch Impulse gesetzt werden könnten, um die Beteiligung zu erhöhen.

Dadurch, dass gewisse Teile der Studie sehr explorativ waren, war es wichtig, das Endergebnis mit der Zielgruppe rückzuspiegeln. Es gab Workshops mit den LAG ManagerInnen, die immer wieder auch ein Feed-back zu den methodischen Elementen der Studie gaben. Es wurde versucht, mit ihnen Operationalisierungen der Beobachtungen abzutesten. Es gab dazu drei begleitende Workshops. In den drei Fallstudienregionen selbst wurden auch noch Fokusgruppen veranstaltet, wo man versucht hat die Ergebnisse der Sozialen Netzwerkanalyse und der Foto- und Videoanalyse zu noch einmal rückzuspiegeln.

Grafik 5: Methodischer Aufbau der Studie



II. Beteiligungsstruktur auf Basis der Online-Erhebung

Für eine *Operationalisierung der Beteiligungsstruktur* wurde zunächst einmal abgefragt, wie hoch das Ausmaß am Beginn der Förderperiode war und wie sich die Beteiligung in den vorhin präsentierten vier Dimensionen weiterentwickelt hat. Weiters wurde nach den *fünf aktivsten Gruppen* gefragt und danach, wo sich diese beteiligt haben. Dazu wurde eine Liste von Gruppen vorgelegt, welche die Grundgesamtheit der möglichen Beteiligten repräsentierten. Man hat einschätzen lassen, welche dieser Gruppen am aktivsten sind. Auf der anderen Seite wurden auch die *fünf inaktivsten Gruppen* analysiert und deren Gründe für Nicht-Beteiligung. Es wurde auch versucht Quantitäten abzubilden, d.h. wie viele Beteiligte es in den unterschiedlichen Beteiligungsstufen gibt. Es wurde auch danach gefragt, ob neue

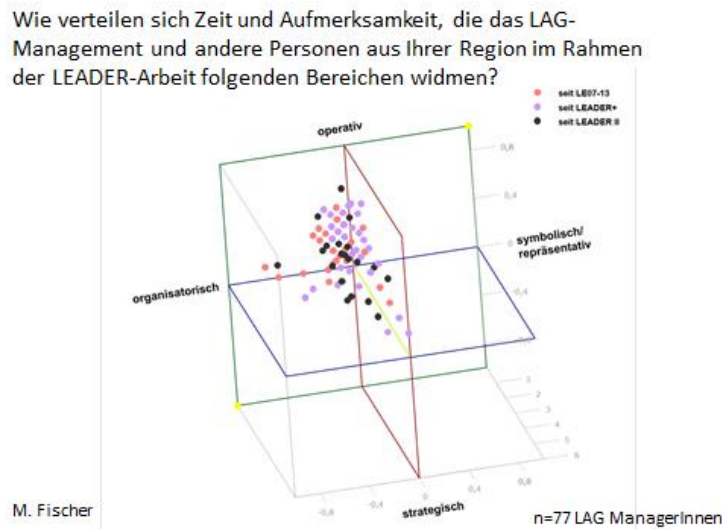
Gruppen gewonnen werden konnten bzw. Gruppen im Laufe der Periode verloren gegangen sind und ob es eine gewisse Form an „ausreichender Beteiligung“ gibt wie sich dieses „ausreichend“ aus Sicht der Akteure charakterisiert. Dies waren die Fragen, welche im Online-Fragebogen integriert wurden.

Grafik 6: Operationalisierung der Beteiligungsstruktur



Die erste zentrale Frage, um überhaupt einmal einen Überblick zu erhalten was in den Regionen passiert, war wie sich die Verteilung der Aktivität des LAG Managements und der Akteure ganz generell in den vier Bereichen strategisch, operativ, organisatorisch und symbolisch/repräsentativ darstellt. Dies war eine sehr grobe Einschätzung, weil auch die Frage sehr breit ist.

Grafik 7: Verteilung der LEADER-Arbeit

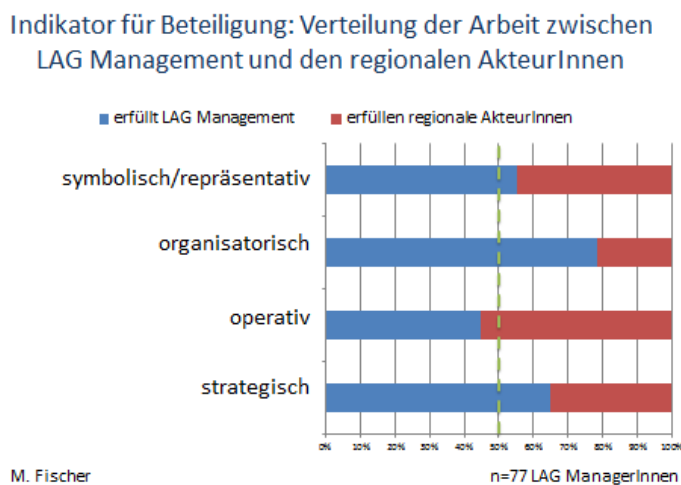


Die Grafik ist folgendermaßen zu interpretieren: wenn eine Region gesagt hat, sie verwende jeweils ein Viertel ihrer Energie auf die vier Beteiligungsfelder strategisch, operativ, organisatorisch und symbolisch/repräsentativ, dann wäre diese Region auf der hellgrünen Linie in der Mitte des Achsenkreuzes einzuordnen. Es wäre dann alles ausgeglichen. Die meisten Regionen befinden sich in

dem linken oberen Quadranten, d.h. eher stark operativ und organisatorisch geprägt. Der Gegensatz zwischen operativ und strategisch zeigt die Ambivalenz zwischen „sehr stark in Projekten arbeiten“, aber gleichzeitig „die Strategie nicht aus den Augen zu verlieren.“ Es gibt natürlich große Bereiche, was die Energie und die Aufmerksamkeit betrifft, sehr stark vom operativen Projektgeschäft geprägt sind. Diese Ersteinschätzung betraf die Frage, wo die Regionen ihr Hauptaugenmerk legen.

Die zweite Frage richtete sich darauf, wer überhaupt in diesen vier Beteiligungsbereichen am meisten aktiv ist. Ist das eher das LAG Management, das in bezahlter Weise diese Tätigkeiten durchführt bzw. gibt es in den vier Bereichen auch andere regionale AkteurInnen, welche diese Tätigkeiten übernehmen und wie verhält sich das zwischen diesen beiden Gruppen?

Grafik 8: Verteilung der LEADER-Arbeit zwischen LAG Management und regionalen AkteurInnen

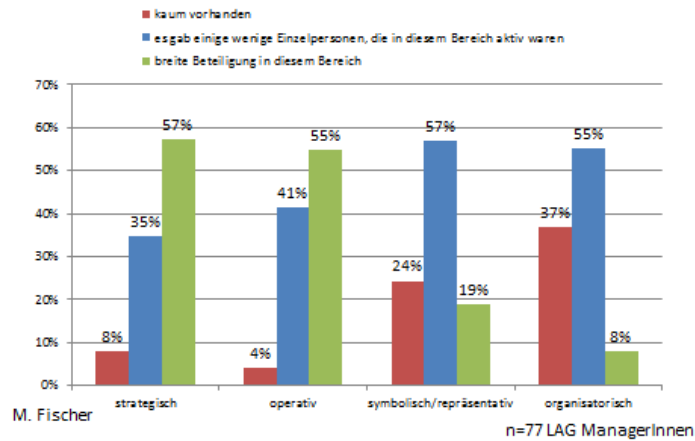


Im Bereich symbolisch/repräsentativ ist die Aufgabenverteilung ziemlich ausgeglichen mit einem leichten Überhang beim LAG Management. Interessant ist, dass auch im Projektbereich sehr viel Energie vom LAG Management eingebracht wird. Das kann aber auch damit begründet werden, dass die Projektentwicklung ebenfalls in den organisatorischen Bereich einbezogen wurde. Diese Verhältnisse wurden aus der Sichtweise des LAG Managements eingeschätzt.

Die Beteiligung am Beginn der Periode wurde in drei verschiedenen Kategorien abgefragt: „kaum vorhanden“, „es gab einige wenige Einzelpersonen, die in diesem Bereich aktiv waren“ und „es gab breite Beteiligung in diesem Bereich“.

Grafik 9: Beteiligung am Beginn der Periode

Beteiligung am Beginn der Periode

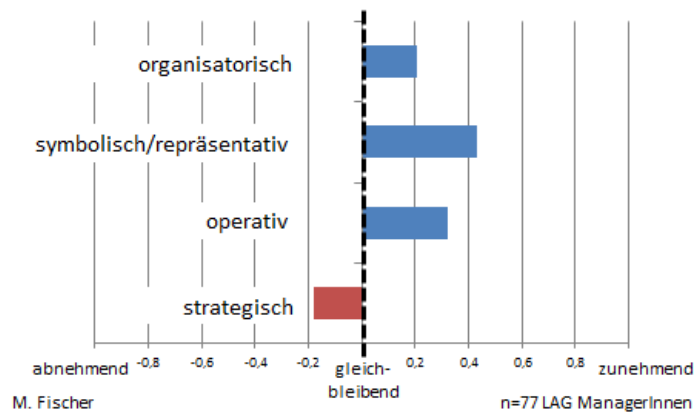


Gerade der Beginn der Periode ist mit der *Strategieentwicklung* durch viele Beteiligungsprozesse charakterisiert. Es gab viele Workshops usw. Das spiegelt sich auch im Ergebnis wider. In 57% der Regionen gab es da eine breite Beteiligung. Auch die Beteiligung im operativen Bereich war zu Beginn der Periode in vielen Regionen hoch. Im symbolisch/repräsentativen und organisatorischen Bereich gab es zu Beginn hingegen eine eher geringe Beteiligung.

Die Dynamik war dann so, dass sich der symbolisch/repräsentative Bereich während der Periode erhöht hat, auch der operative Bereich, was dadurch erklärbar ist, dass die Programmperiode zu Laufen begann. Man hat da mehr an Beteiligung generieren können. Der strategische Bereich wurde als einziger genannt, in dem die Beteiligung zurückging. Dies ist eben auch damit erklärbar, weil bei der Strategieentwicklung zu Beginn die meiste Energie hineinfließt und später dort das Monitoring nicht mehr so viel an Energie abverlangt. Dieser Rückgang ist somit durchaus nachvollziehbar.

Grafik 9: Beteiligungsdynamik während der Periode

Beteiligungsdynamik während der Periode



Eine weitere Frage lautete: „Wenn Sie an die Ziele denken, die Sie im Rahmen Ihrer Lokalen Entwicklungsstrategie erreichen müssen: ist das derzeitige Engagement bzw. die Beteiligung (Qualität/Quantität) regionaler AkteurInnen in Ihrer Region eher zu wenig, genau richtig oder eher zu viel?“ 47% der LAG ManagerInnen waren der Meinung, dass das Engagement in Hinblick auf die Lokale

Entwicklungsstrategie genau richtig sei, 52% gaben an, dass die Beteiligung was die Zielerreichung betrifft zu wenig sei. Ein Prozent meinte sogar, die Beteiligung wäre zu viel. Aufgerundet war das eine LAG Region.

Zu einem späteren Zeitpunkt wurde bei der Online-Befragung die Frage nachgeschickt, *woran die Regionen erkennen, dass die Beteiligung „genau richtig“ ist*. Denn es war ganz wesentlich herauszufinden, was da die Referenzen sind.

Zunächst wurden dabei wieder die *Ziele der Lokalen Entwicklungsstrategie* angeführt, dass diese erreicht würden bzw. dass alle Themen mit Engagierten besetzt werden, d.h. dass Menschen diese Ziele in Projekten umsetzen. Aus Sicht der LAG ManagerInnen war auch die Managementfrage entscheidend, dass man das Maximum aus den vorhandenen *Managementressourcen* herausgeholt hat. Es gibt aber so etwas wie ein „Optimum“ aus eingesetzten Ressourcen und erzielter Beteiligung. Die dritte Dimension, die rückgemeldet wurde war, dass es eine gute Stimmung bzw. *positive Rückmeldung* aus Sicht der Region, der Akteure aber auch der Medien in Form von Berichterstattung, Feedback unterschiedlicher regionaler Gruppen usw. gibt.

Die Regionen, die meinten, dass sie *zu wenig Beteiligung* hätten, gaben dafür verschiedene mögliche Gründe an. In überwiegender Mehrzahl wurde dabei *„zu wenig Wissen in der Bevölkerung“* über LEADER als Entwicklungsprogramm genannt, d.h. dass es möglich ist hier aktiv zu werden, etwas zu bewegen, für die Region etwas zu tun, weiters generell zu wenig Wissen über die Möglichkeiten der Regionalentwicklung als Beeinflussung von regionalen Zusammenhängen und ein fehlendes Problembewusstsein. LEADER ist immer darauf ausgerichtet, dass es bestimmte Themen gibt, die in der Region weiterentwickelt werden sollen und dass diese nicht erkannt werden. Eine weitere Ebene für geringe Beteiligung waren *„zu wenige Eigenmittel“*. Bei jedem LEADER Projekt, das eingereicht und umgesetzt wird, muss man auch Eigenmittel gegenüberstellen. Manche Regionen meinten, dass diese Eigenmittel in manchen Bereichen fehlen und dass dadurch weniger Beteiligung im Projektbereich lukriert werden kann. Ein weiterer Faktor ist *„zu wenig Zeit.“* Beteiligung wird als Zusatzaufwand gesehen, wofür sich die regionalen Akteure zu wenig Zeit nehmen. Aber auch das LAG-Management hat zu wenig Zeit mehr Beteiligung zu generieren.

Die folgende Grafik zeigt die Einschätzung der LAG ManagerInnen über die aktivsten Gruppen in den Regionen. Die Balken zeigen bei wie vielen Regionen eine bestimmte Gruppe unter den fünf aktivsten ist.

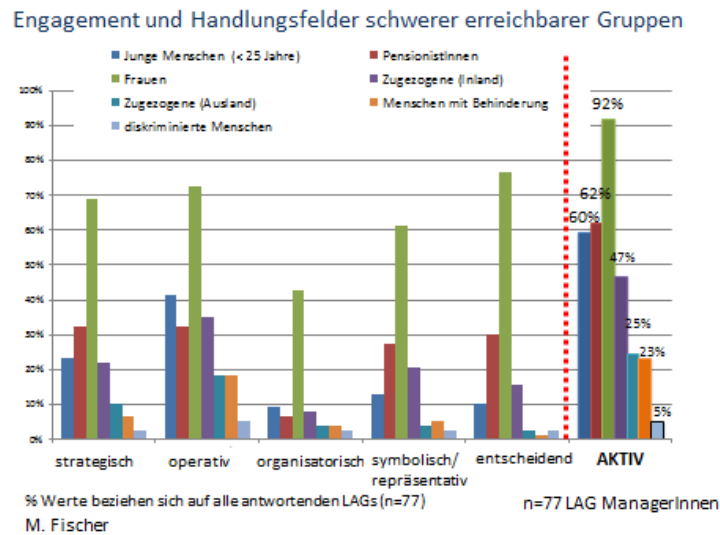
Grafik 10: Aktivste Gruppen bei der LEADER Arbeit



Die BürgermeisterInnen sind bei fast hundert Prozent der abgefragten LAGs unter den Top-Fünf der am meisten beteiligten Gruppen, gefolgt von den Verbänden. Mit großem Abstand folgen Privatpersonen, BürgerInnen, LandwirtInnen, aber auch UnternehmerInnen, Freiberufler und höheres Management, Kulturvereine und Landwirtschaftskammer. Am unteren Ende befindet sich – und das ist sehr deutlich herausgekommen – der Sozialbereich, wo es nur sehr wenig Beteiligung gibt.

Es gab die begründete Vermutung, dass es Gruppen gibt, die sich abseits dieser gerade angeführten Kategorisierung weniger beteiligen. Wir wissen, dass Frauen und junge Menschen grundsätzlich in diesen LEADER Prozessen weniger beteiligt sind. In der Abfrage wurden nicht nur diese beiden, sondern auch noch andere Personengruppen miteingezogen. Gefragt wurde, ob diese Menschen im LEADER Prozess in irgendeiner Art und Weise aktiv sind.

Grafik 11: Engagement und Beteiligung schwerer erreichbarer Gruppen



Die Balken rechts von der strichlierten Linie zeigen den Prozentsatz der Regionen, in der die jeweilige Gruppe in irgendeiner der links gelagerten Bereiche, d.h. entweder strategisch, operativ, organisatorisch oder symbolisch/repräsentativ bzw. in irgendeiner Art und Weise in einem Entscheidungsgremium aktiv ist. Der grüne Balken zeigt z.B., dass es immer noch 8% der Regionen gibt, in denen Frauen überhaupt nicht beteiligt waren. Ähnliches kann man auch für junge Menschen aber auch für PensionistInnen sehen, die ebenfalls stark unterrepräsentiert sind. Abgefragt wurden die fünf Bereiche links der Linie, der Bereich rechts davon wurde rechnerisch ermittelt.

III. Ergebnisse aus den Workshops mit LAG ManagerInnen

In den Workshops mit den LAG ManagerInnen hat man sich zweier Gruppen noch einmal besonders gewidmet. Gefragt wurde nach den speziellen Bedürfnissen und den Erfahrungen über Beteiligung mit **Jugendlichen** in den Regionen. Die Rückmeldung war dahingehend, dass das eine Zielgruppe wäre, die sich kaum langfristig bindet. Denen muss man einen sehr konkreten und unmittelbaren Beteiligungsnutzen bieten. Es gab sehr viele positive Erfahrungen mit Einbindung über konkrete Projekte. Das zeigt sich auch in *Grafik 11*. Die Jugendlichen werden durch die blauen Balken dargestellt. Am ehesten sind sie noch im operativen Bereich beteiligt, im strategischen Bereich eher weniger. Am besten ist die Einbindung von Jugendlichen über „institutionalisierte Ansprechpartner“ wie Schulen, Landjugend, Jugendzentren, Sportvereine usw. gelungen, wo man gewisse Katalysatoren für das Thema gefunden hat.

Von den LAG ManagerInnen wurde auch rückgemeldet, dass sich die LAG Beteiligung zum Thema machen und aktiv auf diese Gruppe zugehen muss. Dass Beteiligung notwendig und erwünscht ist, muss also auch auf die Agenda gesetzt werden, um auch das Thema der Kultur im Umgang mit den Jugendlichen entsprechend zu reflektieren.

Weiters waren *Frauen* in den Workshops ein wesentliches Thema. Frauen kämen zum Teil auch durch Frauenquote in Entscheidungsgremien der LAGs. Im operativen Bereich hat es geheißen, dass es so etwas wie „geeignete Themen“ gäbe, mit denen man Frauen möglicherweise in der ländlichen Entwicklung besser erreiche. Genannt wurde dabei z.B. der Bereich der Diversifizierung in der Landwirtschaft aber auch andere Themen, die möglicherweise geeignet sind, um Frauen auch operativ anzusprechen. Warum der Frauenanteil in der Beteiligung höher ist als der Jugendanteil ist von den LAG ManagerInnen so interpretiert worden, dass dies „schon länger Thema“ wäre als Jugend und schön länger auf der Agenda der LAGs stünde. Man beschäftige sich damit schon länger in den Regionen. Somit funktioniere das Agenda Setting hier möglicherweise etwas besser.

Was die Arbeitskreise betrifft, gab es eine interessante Beobachtung, die auch von einigen bestätigt worden ist, dass Frauen deswegen häufig nicht in die *Arbeitskreise*, d.h. in den strategischen Bereich gelangen, da sie in ihren Herkunftsbereichen, d.h. Firmen, Vereinen aus denen sie kommen, oft nicht in der obersten Führungsebene sind. Meistens nimmt aber die oberste Führungsebene an den Workshops teil. Aus diesem Grund setzt sich in der strategische Ebene eine gewisse Ungleichheit fort. Teilweise gibt es eigene Projekte, die speziell die *Beteiligung der Frauen in der Regionalentwicklung* bearbeiten. Die Organisation von Frauennetzwerken oder Management-Lehrgängen für Frauen wurden hier als Beispiele genannt.

IV. Clusterung auf Basis der Online-Erhebung

Nachdem man versucht hatte die Struktur der Beteiligung abzubilden, wurde eine erste Clusterung vorgenommen. Die Variablen, welche die Beteiligung kennzeichnen, wurden in einer *Clusteranalyse* berechnet. Methodischer Hintergrund war eine *WARD Clusterung**. Ziel war, Gruppen von LEADER Regionen zu bilden, die sich hinsichtlich der Variablen möglichst homogen sind und bei denen sich die Cluster untereinander aber größtmöglich unterscheiden. Es gab vier Clustervariablen: Ausmaß der Beteiligung am Beginn der Periode, Dynamik der Beteiligung, Verteilung der Aktivitäten zwischen dem LAG Management und AkteurInnen der Region und die Verteilung der AkteurInnen in unterschiedlichen Stufen der Beteiligungsintensität. Ziel war über die Beteiligungsstruktur drei Cluster herauszubilden.

Grafik 12: Ergebnisse der Clusteranalyse

* Die WARD Methode ist eine hierarchische Clusteranalyse. Das Minimum-Varianzkriterium minimiert die Gesamtvarianz innerhalb des Clusters: $d_{ij} = d(\{X_i\}, \{X_j\}) = \| X_i - X_j \|^2$.

Ergebnisse der Clusteranalyse

	Cluster 1 (18)	Cluster 2 (14)	Cluster 3 (43)
Ausmaß der Beteiligung am Beginn der Periode (4 Variable)	Höchste Beteiligung bei STRAT und ORG	Höchste Beteiligung bei OP und REP	Geringste Beteiligung in allen Bereichen
Dynamik der Beteiligung während der Periode (4 Variable)	Stärkste Zunahme bei OP und REP	Stärkste Zunahme bei STRAT	Geringste Dynamik in allen Bereichen – starke Abnahme bei STRAT
Verteilung der Aktivitäten zwischen LAG Management und AkteurInnen der Region	Insgesamt Mittelfeld, aber ähnlich hohe Arbeitsteilung bei REP und OP	Insgesamt höchste Arbeitsteilung zugunsten der Beteiligten	Geringste Arbeitsteilung, höchster Wert bei OP (hier ähnlich Cluster 1)
Verteilung der AkteurInnen in unterschiedlichen Stufen der Beteiligungsintensität	Die quantitativ meisten Beteiligten in allen Beteiligungsstufen	Die quantitativ wenigsten Beteiligten in den Beteiligungsstufen	Mittelfeld

M. Fischer

In Cluster 1 fielen 18 LEADER Regionen, 14 in Cluster 2 und 43 in Cluster 3. Das erste Cluster lässt sich durch eine sehr hohe Beteiligung im strategischen und organisatorischen Bereich sowie einer starken Dynamik im operativen und symbolisch/repräsentativen Bereich charakterisieren. Die Verteilung der Aktivitäten war insgesamt eher im Mittelfeld gelagert. Weiters charakteristisch für das erste Cluster war, dass es hier quantitativ die meisten Beteiligten in allen Beteiligungsstufen gab. Im Vergleich zu den beiden anderen Clustern waren hier wirklich sehr viele Personen aktiv. Das zweite Cluster wies insgesamt die höchste Arbeitsteilung zugunsten der Beteiligten auf. Das war die Variable, welche kennzeichnet, wie viel das LAG Management und die AkteurInnen der Region machen. Hier lag die Arbeitsteilung eher stärker auf Seiten der Beteiligten und weniger beim LAG Management. Man kann das so interpretieren, dass es im zweiten Cluster mehr Beteiligung qualitativer Art gibt. Es gibt hier auch sehr viel Beteiligung im repräsentativen Bereich, d.h. man setzt hier viel auf Außenwirkung. Das dritte Cluster wurde durch die geringste Beteiligung in allen Bereichen charakterisiert, die geringste Dynamik in allen Bereichen und eine starke Abnahme beim strategischen Bereich. Scheinbar gab es zu Beginn eine Beteiligung bei der Strategieentwicklung, die dann aber im Vergleich zu den beiden anderen Clustern am stärksten abgefallen ist. Insgesamt gab es hier auch die geringste Arbeitsteilung zwischen dem LAG Management und den Beteiligten, d.h. die meisten Tätigkeiten wurden vom LAG Management durchgeführt. Bei der Anzahl der AkteurInnen war dieser Cluster eher im Mittelfeld.

Diese Charakterisierung wird noch präziser, wenn man die Ergebnisse der anderen Methodenelemente dazustellen. Dann zeigt sich ein noch deutlicheres Bild.

V. Soziale Netzwerkanalyse

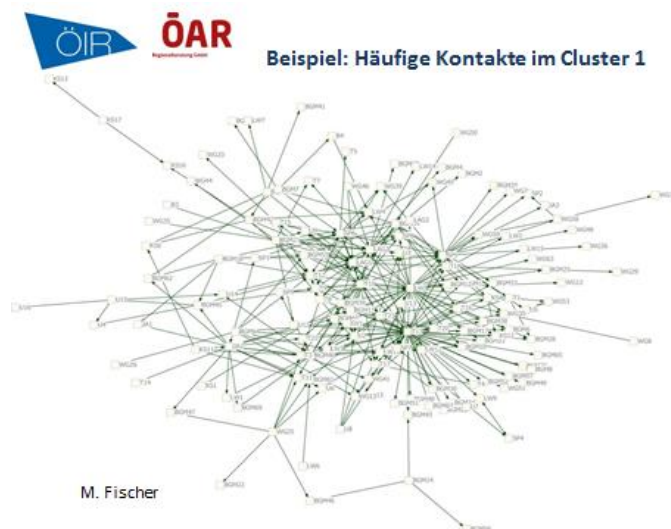
Ziel dieser Sozialen Netzwerkanalyse war die Qualität und Quantität der Sozialbeziehungen in den drei Regionstypen zu beschreiben. Für jedes Cluster wurde eine Fallbeispielregion ausgewählt. Diese Auswahl erfolgte nicht zufällig, sondern pragmatisch, je nachdem welche Region freiwillig mitmachen wollte. Eine Soziale Netzwerkanalyse ist nämlich sehr aufwendig und man war gezwungen, relativ rasch, d.h. innerhalb eines Monats zu einem Ergebnis zu kommen.

Ein zentraler Punkt bei einer Sozialen Netzwerkanalyse ist immer die Abgrenzung der Netzwerke. Die Frage lautet, wer wird in das Netzwerk hereingenommen bzw. wer soll Teil des Netzwerkes sein und wer wird als Akteur in dieser Netzwerkkonstellation vermutet. Diese Abgrenzung wurde zu Beginn in Diskussion mit den LAG-ManagerInnen vorgenommen und durch Akteurslisten und eine inhaltsanalytische Auswertung unterschiedlicher Dokumente der Regionen ergänzt, z.B. wo Personen

Anwesenheitslisten ausgefüllt hatten. Auf diese Weise wurde versucht eine Liste von Personen zu generieren, die in dieser Region als Aktive gezählt werden können. Die Akteure wurden in einem Fragebogen befragt. Im Kern ging es darum, wer mit wem wie oft Kontakt habe und zu welchen Themen, also die klassischen Fragen der Netzwerkanalyse. Daraus haben sich unterschiedliche Kennzahlen ableiten lassen. Grundsätzlich ging es einmal darum, wie viele Akteure es insgesamt gibt, wie viele Kontakte zwischen den Akteuren und wie dicht ist das Netzwerk. Haben sich zentrale Akteure herauskristallisiert, die viel dieser Kommunikationsleistung absorbieren bzw. von denen viel Kommunikation ausgeht? Wie viele stabile Dreiecksbeziehungen („*Simmelian Ties*“*) gibt es in den Regionen? Diese Dreiecksbeziehungen zeugen von einer speziellen Qualität und Stabilität der Netzwerke.

Als Beispiel wurden die häufigen Kontakte in Cluster 1 grafisch ausgewertet. Dabei zeigt sich die Zentralität unterschiedlicher Personen. Die meisten Erkenntnisse ergaben sich aber aufgrund von Kennzahlen.

Grafik 13: Häufige Kontakte in Cluster 1

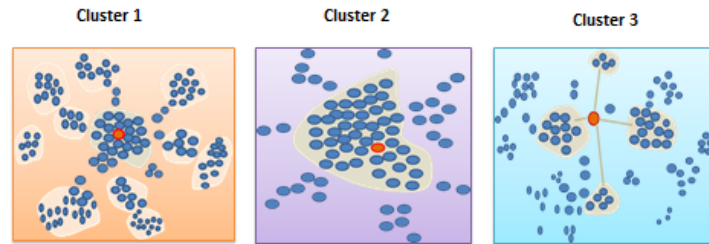


Wenn man die Netzwerktypen schematisiert, dann ergeben sich folgende Netzwerktypen.

Grafik 14: Schematisierung von Netzwerktypen

* *Simmelian Ties* zeichnen reziproke starke Beziehungen zwischen mindestens drei Mitgliedern einer Gruppe aus. Diese Beziehungen sind stärker als normale Beziehungen und damit ein Basiselement einer Clique.

Netzwerktypen schematisiert



M. Fischer

Das erste Cluster hat einen sehr dichten Kern und einige periphere Gruppen, die aber durch zwei, drei Akteure an den Kern angebunden sind. Der rote Punkt ist immer das LAG Management mit einigen zentralen Akteuren, die nach außen Antennen zu Subgruppen haben. Von den Kennzahlen her ist dies ein stabiles Netzwerk, aber durch die Größe und Dispersität mit der Gefahr, dass es eher kurzlebig und möglicherweise auch fragil ist, wenn einzelne Beziehungen abbrechen. Das zweite Cluster ist charakterisiert durch ein sehr dichtes und großes Kernnetzwerk. Also es gibt da sehr viele Personen, die untereinander in Kontakt sind. Es gibt aber nur sehr wenig Anbindung an die Peripherie. Wenn man von dem Stehsatz ausgeht, dass Innovation an den Netzwerkgrenzen (vgl. Duschek 2002) passiere, dann ist wenig von diesem *Bridging Social Capital* (vgl. Coleman 1988) zu sehen, d.h. es gibt wenig Anbindung an Netzwerke außerhalb dieses Kernnetzwerks. Das ist also eher ein Club von Akteuren, die sehr dicht miteinander vernetzt sind. Das dritte Cluster wurde meistens durch einen oder zwei Kernakteure geprägt. Meistens waren dies LAG ManagerInnen, die das Ganze eigentlich zusammengehalten haben. Die Kommunikationskanäle zu Subgruppen hingen meistens an einer Person mit der Gefahr, wenn dieser eine Knoten wegbricht, dann das ganze Netzwerk zerbröselt. Dadurch geht auch sehr viel Sozialkapital verloren.

VI. Action Research

Das letzte methodische Element war eine *Foto- und Videoanalyse*. Die Regionen wurden gebeten, dass sie Foto- und Videomaterial zu einer *gelungenen Beteiligung* und einer *nicht-gelungenen Beteiligung* im Rahmen von LEADER schicken. Das wurde in den Regionen über die Medien ausgeschrieben und ging über die Verteiler. Das LAG Management hatte das jeweils organisiert und ausgeschickt. Nach der *Critical Incident Theory (CIT)* (vgl. Flanagan 1954) wurde erwartet, dass Extrembeispiele kommen, die helfen sollen, die Qualität dessen, was in diesen Netzwerken und Regionen passiert, besser einzuschätzen. Die folgenden Grafiken zeigen die Zusammenfassung. Für Cluster 1 gingen beispielsweise 360 Fotos und 30 Filme ein, für Cluster 1.400 Fotos und vier Filme usw. Das Material wurde dann nach unterschiedlichen Kriterien analysiert.

VII. Beteiligungstypen

Im Zuge der Datenanalyse wurde gleichzeitig auch versucht einen Begriff zu finden, der das Beteiligungscluster am ehesten charakterisiert. Das Cluster 1 wurde als „*Netzwerker*“ bezeichnet. Das war der Cluster mit den sehr vielen Beteiligten. Bei der Kontextualisierung mit den Befragungsdaten und

Regionsdaten hat sich herausgestellt, dass dies eher die größten Regionen mit den meisten Gemeinden und der meisten Bevölkerung waren. Die hatten auch die meisten Stunden beim LAG Management, sie setzten sehr viel Finanzvolumen um und sie sprachen auch sehr viele unterschiedliche Fördermaßnahmen im *Programm für ländliche Entwicklung* an. Sie hatten auch eine hohe Arbeitsteilung beim Thema Repräsentation und symbolische Handlungen für die LAG. D.h. es gibt sehr viele Menschen, die diese weiter oben angesprochene Brückenfunktion erfüllen. Es gibt auch die höchsten Kontakthäufigkeiten des Managements mit Vereinen und Multiplikatoren. Das waren die Erkenntnisse aus der On-Line-Befragung. Die Soziale Netzwerkanalyse hat gezeigt, dass in Cluster 1 sehr großen Netzwerke sind mit modulare und mehrstufige Strukturen, die einen zentralen Kern haben, an denen die Subnetzwerke eher locker angebunden sind. Es gibt sehr viele Kontakte, aber eher wenig häufige. In der Konsequenz bedeutet dies, dass es potentiell leicht ist anzudocken aber möglicherweise nicht genug Kraft gegeben ist, diese Bindungen auch aufrecht zu erhalten. Obwohl das nicht nur an einem Akteur hängt, sondern an einem Kernnetzwerk, aber trotzdem ist dies in dieser Netzwerkstruktur immer die Gefahr. Aus der Foto- und Videoanalyse hat sich eine eher hierarchische Struktur ergeben. Man erkannte z.B. auf den Fotos sehr stark die Dominanz des Managements und des Vorstands, eine starke quantitative Präsenz des/der LAG ManagerIn. Es gab sehr viele Arbeitsgruppeneinsendungen, also sehr viele unterschiedliche Möglichkeiten sich zu beteiligen und eben viele Beispiele für offene Kommunikation. Das hat man aus der Analyse der Settings, die fotografiert worden sind, auch herausnehmen können. Also es sind sehr viele Möglichkeiten geboten worden, sich offen auszutauschen.

Das Cluster 2 „*Teamspieler*“ war jenes mit einem eher größeren und sehr dichten zentralen Kern. Angewandt auf die On-Line Befragung hat sich gezeigt, dass dieses Cluster quantitativ am wenigsten AkteurInnen beteiligte. Im Verhältnis zum LAG Management übernehmen diese aber sehr viel Arbeit. Das sind auch eher ältere LAGs, also jene die schon mehrere Förderperioden aktiv sind. Das ist auch das einzige Cluster, das bei der strategischen Beteiligung zugewonnen hat. Bei der Sozialen Netzwerkanalyse sind die vielen stabilen Dreiecksbeziehungen hervorzuheben mit der Folge, dass dort Gruppennormen viel stärker wirken als in eher unidirektionalen oder bidirektionalen Beziehungen, was in weiterer Folge bedeutet, dass ein Andocken an diese Netzwerke möglicherweise schwieriger ist, weil sich da eben schon eigene Regeln herausgebildet haben. Die Foto- und Videoanalyse hat ergeben, dass hier sehr viel Traditionelles mitkommuniziert wird, sehr viele Themen und Projekte, die sich unter diesem Kontext abspielen, die man unter den Begriff „Tradition“ stellen kann. Es hat sich die Dominanz von einzelnen vor allem männlicher Funktionsträgern herauskristallisiert. Die Frauen sind hier v.a. nur in bestimmten thematischen Kontexten zu sehen gewesen. Die Sitzordnung auf den Fotos war oft frontal, vom Vorstand und bestimmten Repräsentanten zu den anderen hin.

Grafik 15: Charakterisierung der einzelnen Beteiligungstypen

Cluster 1: „Netzwerker“

Online-Befragung + Clustering	FOG-Test	Soziale Netzwerkanalyse	Action Research (Bild- und Videoanalyse)
Im Vergleich größerer Anteil der Tätigkeiten in den Bereichen „strategisch“ und „organisatorisch“	Relativ stärkste Ausrichtung auf Generierung von Sozialkapital, breite Beteiligung und regionale Durchdringung (Schichten 2,3,6)...	Größtes Netzwerk (meiste AkteurInnen) Modulare, mehrstufige Struktur mit einem zentralen Kern an den Subnetze locker gebunden sind	Eher hierarchisierte Netzwerkstruktur erkennbar (Dominanz des Managements und des Vorstands); starke quantitative Präsenz des/der LAG ManagerIn
Höchste Kontakthäufigkeit des LAG Managements mit Projektträgern/Vereinen/ LAG Mitgliedern	...bei gleichzeitigem Fokus auf Programmumsetzung und Vernetzungsarbeit (Schichten 4,5,7)	Geringster Anteil „häufiger“ Kontakte	Viele unterschiedliche thematische Arbeitsgruppen
Hohe Arbeitssteilung bei REP		Potenziell leichte Andockmöglichkeit; Gefahr der fehlenden Bindungskräfte	Viele Beispiele für „offene Kommunikation“ bei denen kommunikationsfördernde Settings (z.B. Sesselkreise) erkennbar sind
Höchstes umgesetztes Finanzvolumen und Diversität in Fördermaßnahmen			
Im Schnitt die größten Regionen			
Meiste Stunden im LAG Management			
Zufriedenheit mit Beteiligung am größten			

Cluster 2: „Teamspieler“

Online-Befragung + Clustering	FOG-Test	Soziale Netzwerkanalyse	Action Research (Bild- und Videoanalyse)
Quantitativ eher wenige AkteurInnen „beteiligt“	Kulturschicht „Tradition“ am stärksten ausgeprägt	Durchmischte Akteursstruktur (kaum Häufungen einer Gruppe)	Beteiligungsprozesse stehen im Verhältnis zu „manifestierter Beteiligung“ (Projektergebnissen) im Vordergrund
Arbeitssteilung: im Vergleich größter Anteil durch AkteurInnen übernommen	Eher auf dauerhafte Pakte als auf spontane Beteiligung fokussiert	Viele stabile Dreiecks-Beziehungen → Gruppennormen wirken stark; Gefahr, dass ein Andocken mit Zugangshürden versehen ist (bzw. zumindest so wahrgenommen wird) „Clubbildung“	Starker „Heimatbezug“ deutlich (Produkte, Bräuche...)
„älteste“ LAGen		Hoher Anteil der Beteiligten. Personen sind in häufige Kontakte eingebunden	Dominanz einzelner Funktionsträger (v.a. männlich); Frauen sind eher in bestimmten thematischen Kontexten projektbezogen zu erkennen
Einziges Cluster mit Zugewinnen an „strategischer“ Beteiligung			Eher frontale Sitzordnung (Kinobestuhlung)
Höchste Kontakthäufigkeit des LAG Managements mit Vorstand			

Cluster 3: „Programmabwickler“

Online-Befragung + Clustering	FOG-Test	Soziale Netzwerkanalyse	Action Research (Bild- und Videoanalyse)
Geringste „Arbeitssteilung“ – die meisten Tätigkeiten erledigt LAG Management	Eher „Einzelkämpfer“, weniger regionale Zusammengehörigkeit	Anzahl der Netzwerkakteure im Mittelfeld	Rund 70% des Materials zeigt Projekte, 30% Beteiligungsprozesse im engeren Sinn
Im Vergleich geringste Beteiligung in allen 4 Bereichen	Dominanz traditioneller (Macht-)Strukturen	Kleinerer, dichter Kern	Ausgewogenen Durchmischung nach Alter und Geschlecht
Im Vergleich am stärksten „operativ“ (Projekte)	Fokus auf Umsetzung und Projekte, weniger auf die Generierung von Sozialkapital	Hohe „Between-Zentralität“ des LAG Managers (fällt dieser weg, zerfallen große Teile des Netzwerks)	Beispiele zu Sitzungen, Arbeitsgruppentreffen, etc. wurden nicht eingesandt
Während der Periode kaum Zunahme der Beteiligung,			
stärkste Abnahme im Beteiligungsfeld „strategisch“			
Häufigste Wechsel im LAG Management			
Im Schnitt die wenigsten Gemeinden pro LAG			

M. Fischer

Cluster 3 „*Programmabwickler*“ war das größte Cluster mit insgesamt 43 LEADER Regionen. Dieses zeigte sich am stärksten operativ, d.h. am stärksten projektorientiert. Es zeigte die geringste Beteiligung in den meisten Bereichen. Die strategische Beteiligung hat im Laufe der Periode am stärksten abgenommen. Als interessantes Merkmal gab es auch in diesem Cluster über die letzten Perioden die häufigsten Wechsel in der LAG Managementstruktur. Dieses Cluster war jenes mit dem zentralen Knoten, an dem das ganze Netzwerk aufgehängt war. Man kann annehmen, dass bei jedem Wechsel das Netzwerk zerbrochen ist und immer wieder neu zusammengesetzt wurde. Das ist ein sehr fragiles System, das auf eher operative Programmumsetzung ausgerichtet ist und wo man vermuten kann, dass der LEADER Mehrwert, d.h. die Generierung von Sozialem Kapital eher weniger stark realisiert wird als bei den ersten beiden Clustern.

VIII. Handlungsempfehlungen

Das Thema Kommunikation ist ein zentrales Element, d.h. Wissen zu vermitteln, dass es LEADER gibt und wobei es bei LEADER geht. Weiters geht es darum Nutzen zu kommunizieren und Andockmöglichkeiten zu schaffen.

Was die *Netzwerker* betrifft, geht es darum, die Größe des Netzwerks zu berücksichtigen und das Augenmerk auf effiziente Kommunikationswege über die MultiplikatorInnen zu legen. Man muss die MultiplikatorInnen pflegen und nutzen, damit sie ihre Rolle als KommunikatorInnen für LEADER auch wahrnehmen. Man sollte bei den Netzwerken die Diversität im Kern nutzen und auch stärker ausbauen.

Bei den *Teamspielern* mit dem dichten größeren Kern lautet die Herausforderung die Information über den inneren Kreis der „üblichen Verdächtigen“ hinauszutransportieren, um aktiv Diversität im Netzwerk herzustellen und Bridging aktiv zu forcieren.

Bei den *Programmabwicklern* geht es eher darum, die MultiplikatorInnen aufzubauen, damit man den Tätigkeitsdruck vom LAG Management dezentralisieren kann und auf der anderen Seite auch die Kommunikation effizienter und zielgerichteter in die Subgruppen zu leiten.

LAG ManagerInnen haben sich als sehr zentrale AkteurInnen in allen Beteiligungstypen herausgestellt, die sehr viel zum Gelingen und Misslingen der Beteiligungsarbeit beitragen. Es ist hier relevant einen stabilen Rahmen zu setzen, damit zumindest diese stabil bleiben und ihre Tätigkeiten durchführen können, den „inneren Kern“ aktiv zu nutzen, um Brücken zu den Außenstehenden Gruppen und Personen zu schlagen. „Bridging Social Capital“ herzustellen ist hier ein ganz zentrales Element. Diese Handlungsoptionen haben sich v.a. in Richtung LAG Vorstand gerichtet.

Diskussion

Manzenreiter: Wie tatsächlich aussagekräftig ist es, wenn man mit den LAG ManagerInnen über Beteiligungsmuster in der Region spricht? Man hätte vielleicht versuchen können, das anhand von ein, zwei oder drei Beispielen empirisch zu überprüfen, inwieweit sich das deckt. Es wäre kein großer Aufwand gewesen, das eigene Modell zu überprüfen. Es gibt eine 20-jährige Tradition in europäischen Binnenförderungs politik. Gibt es vergleichbare Studien in anderen ländlichen Regionen der Europäischen Union, an denen man anknüpfen könnte?

Fischer: Es gibt einige Studien vom *von Thünen-Institut (vTI)* in Deutschland, die sich mit diesem Thema auseinandergesetzt haben. Diese haben den Fokus nicht so detailliert auf die Beteiligungsmuster gesetzt. Dennoch bekamen wir von diesen Studien einiges an Input. In der Analyse von Studien v.a. im LEADER Bereich fanden wir allerdings nicht wirklich etwas. Im englischsprachigen Raum publizierten *Mark Shucksmith et. al.* (2000, 2005) einiges zu Sozialkapital und LEADER, wo wir versucht haben, v.a. was den Beteiligungsbegriff betrifft, uns anzunähern. Wir sind über jeden Hinweis auf Studien zu diesem Thema dankbar. In unseren drei Fallstudien erfolgte eine Vertiefung und Überprüfung der Ergebnisse der On-Line Befragung der LAG ManagerInnen durch die Soziale Netzwerkanalyse und Foto- und Videoanalyse. Die Befunde haben natürlich klare Grenzen in ihrer Aussagekraft und Repräsentativität, da nur die LAG ManagerInnen und MultiplikatorInnen eingezogen wurden. So muss man diese Studie auch bewerten.

Brauer: Sie haben in Ihrer Studie bestimmte Methoden angewandt. Welche Theorie von Partizipation und Beteiligung wurde dem zugrunde gelegt? Was war der Ausgangspunkt und was die Hypothese? Wie kann man in Ihrer Studie „Bottom-up“ definieren und dann auch widerlegen, wenn es nicht so ist? Mir erscheint, dass das was hier passiert mit „Bottom-up“ gar nichts zu tun hat, sondern dass es vielmehr um klassische „Top-Down“ Prozesse mit voller Brachialgewalt geht. Wie wollen Sie das überhaupt fassen? Wenn Sie selber als Berater in diesem Feld tätig und über Ihre ÖAR in den Prozessen involviert sind, wie können Sie dann eine unabhängige wissenschaftliche Studie machen? Wie sieht es dabei mit der Forschungsethik aus? Das finde ich schon bemerkenswert. Sie erwähnten, dass sich die LEADER Regionen gebildet haben und dass es da ca. hundert Stellen gibt, im Schnitt 1,5 LAG ManagerInnen je LEADER Region. Wer besetzt diese Stellen? Wer wählt diese Leute aus und wie können diese wieder abgesetzt werden? Ist das ein demokratischer Prozess oder ein Managementprozess? Wie ist das

demokratisch und politisch legitimiert? Diese Stellen verfügen doch auch über erhebliche Mittel und sie haben in Richtung Regionalentwicklung doch auch eine gewisse Macht.

Fischer: Unser Zugang zur Objektivität ist, dass wir unsere Methoden offenlegen. Wie wir das genau machen, wurde in der Studie beschrieben. Dies ist meines Erachtens ein gängiger Prozess, um Objektivität in der Wissenschaft zu gewährleisten, indem es nachvollziehbar ist, was wie gemacht wurde. Natürlich sind wir Teil des Systems, aber nicht dieser Subsysteme. Die vorliegende Arbeit war auch keine Evaluierung, sondern eine Studie. Es ist darum gegangen, Impulse zu setzen, es ist nicht darum gegangen, etwas zu bewerten. Dies geht in Richtung Ihrer ersten Frage, wie man bewertet, was „Bottom-up“ und was „Nicht-Bottom-up“ ist. Wir haben versucht in Vorbereitung dieser Studie eine Definition zu finden, was sich die EU Kommission und andere Programmverantwortliche unter einer „guten Beteiligung“ vorstellen. Eine konkrete Definition konnten wir dabei allerdings nicht finden. Im Kern geht es aber darum, dass die LEADER Region selbst, und hier wieder ein repräsentativer Querschnitt der Bevölkerung Entscheidungen über strategische Wege und Projekte trifft. Die Theorie, die wir herangezogen haben, war die *Programmtheorie*, die das Programm LEADER definiert. Man will etwas nachvollziehen, was in einer bestimmten Art und Weise geplant ist. Diese Prozesse sind so geplant und vorgesehen. Wir hatten überprüft, wo da Beteiligung möglich ist und wo man andocken kann. Das war also ein „*Theory of Practice Approach*“. Es wurde kein beteiligungstheoretischer Ansatz unter der Prämisse eines zivilgesellschaftlichen Engagements verfolgt, da Beteiligung sehr viele Facetten hat. Es sind dort genauso Menschen bzw. Projektumsetzer, die für sich selber ein Projekt machen wollen, wo es nicht um Zivilgesellschaft, sondern um eine eigene Projektidee geht.

Chr. Gruber: Ich finde es gut, dass Sie am Ende noch einmal Ihre anfängliche Fragestellung wiedergegeben haben. Was würden Sie auf Basis einer Situationsanalyse für eine Antwort auf die Fragestellung der ganzen Studie geben? Was geschieht nun mit den Ergebnissen? Ich finde diesen Methodenmix sehr beeindruckend und beachtlich, auch wenn man von wegen der Distanz her darüber streiten kann. Das muss man anerkennen. Sie haben ja offensichtlich auch eine Strukturanalyse durchgeführt. Kann man irgendwo nachlesen, was inhaltlich bei der Regionalberatung in den Regionen geschehen ist?

Fischer: Es gibt eine Projektdatenbank aus der letzten Periode von Netzwerk-Land www.netzwerk-land.at, der Vernetzungsstelle für ländliche Entwicklung. Unter LEADER finden sich dort viele Projekte. Da werden jedoch nur die Projekt-Outputs dargestellt, das Sozialkapital, was da gebildet wurde, muss man sich allerdings zwischen den Zeilen herauslesen. Für die einzelnen Regionen gibt es auch eigene Projektberichte v.a. zum Abschluss der letzten LEADER Periode. Da kann man viel recherchieren. Die Ergebnisse sind eigentlich schon wieder alt, weil sie im Rahmen des alten Förderregimes LE 07-13 entstanden sind. Man hat aber einige dieser Erkenntnisse übernommen. Es gibt jetzt auch ganz andere Rahmenbedingungen beispielsweise für die Quoten in den Vorständen oder Projektauswahlgremien. Es haben sich die Rahmenbedingungen verändert, was sicher einiges an der Struktur jetzt mittlerweile wieder verändert hat. Manche Mechanismen und Regelmäßigkeiten wird es wahrscheinlich immer noch geben. Die Beteiligung von Jugend ist ein zentrales Element. Es gibt immer wieder Initiativen von Seiten der Netzwerkstelle, die LAG ManagerInnen bei ihrer Arbeit zu unterstützen, um diese bestimmten Personengruppen mit Themen anzusprechen. Es gibt ehrlich gesagt aber kein abschließendes Resümee. Das Ergebnis waren diese drei Beteiligungstypen, die für uns erhellend waren und eine gewisse Art von Systematik in die Beobachtung und einen gewissen Impuls wieder in das Feld gebracht haben, was unsere Aufgabe war. Das ist sozusagen meine Quintessenz aus dem Ganzen.

Zetter: Wird diese Arbeit auch in der nächsten Finanzierungsperiode LE 14-20 fortgesetzt?

Fischer: Bisher ist noch keine Analyse vorgesehen. Es ist aber nicht ausgeschlossen. Das liegt bei der zuständigen Grundsatzabteilung Agrarpolitik und Datenmanagement im Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft (BMLFUW). Diese kümmert sich um Evaluierungen und begleitende Studien.

Andratsch: Der Vortrag war sehr interessant, aber die Frage ist für mich trotzdem offengeblieben, was dieser „Bottom-Up“ Ansatz nun wirklich ist. Ich war in der letzten Programmperiode bei einem Workshop mit LAG ManagerInnen zum Thema Partizipation. Da habe ich die Beobachtung mitgenommen, dass das Verständnis von „Bottom-Up“ sehr differenziert ist. Dort hat man versucht, eine Partizipationsmethode vorzustellen. Man könnte so den LAG ManagerInnen Methoden an die Hand bzw. Werkzeuge mitgeben, damit sie ihren Partizipationsansatz durchbringen, weil die Aussage der LAG ManagerInnen war, dass es schwierig sei, Partizipation zu erreichen. Oft schreibt nur der Bürgermeister einen Brief an die üblichen Verdächtigen.

Heisting: Auch ich bleibe etwas ratlos zurück, was Sie unter „Bottom-Up“ wirklich verstehen. Ich möchte Sie nicht auf eine wissenschaftliche Definition festlegen, aber ich denke mir trotzdem, dass dies heutzutage in den politischen Agenden nicht genau definiert ist. Wir müssen da auf irgendeine Form der Definition einigen, damit wir uns überhaupt dieser Frage nähern können. Ich lebe in einer kleinen Ortschaft in Niederösterreich und ich kann das bestätigen. Die Frage was nun wirklich unter Partizipation verstanden wird, ist auch aus meiner Sicht schon oft im Grunde ein „Top-Down“ Ansatz. Es wird von oben definiert, wer sich wie wo partizipatorisch einbringen soll. Diesen Ansatz stelle ich schon sehr in Frage. Ich beobachte auch, dass die Leute ein wenig für dumm verkauft werden. Es sollen sich dort alle engagieren, aber mit welchem Ziel denn? Ich glaube schon, dass man da sehr genau hinschauen muss. Wovon sprechen wir überhaupt, wenn wir von „Bottom-Up“ sprechen? Wie beurteilen Sie die Netzwerke? Für mich sind da einige Fragen offengeblieben. Die Soziale Netzwerkanalyse habe ich am aussagekräftigsten gefunden.

Die **nächste Sitzung** der **Arbeitsgemeinschaft ländliche Sozialforschung** findet am **Freitag, 11.11.2016 10.00 Uhr s.t.** an der Bundesanstalt für Bergbauernfragen statt, 1030 Wien, Marxergasse 2/Mezzanin. Folgende Beiträge stehen auf dem Programm:

E. Häfele (Worknet: Networking – Frauenprojekte- Kultur – Kommunikation - Kulturtourismus): Europäisch, jung, mobil – Neue Zuwanderung nach Vorarlberg 2008 bis 2014.

Dr^a Eva Häfele studierte Sinologie und Japanologie an der Universität Wien und arbeitet seit rund 15 Jahren als freischaffende Sozialwissenschaftlerin in Vorarlberg. In ihren Forschungsprojekten beschäftigt sie sich mit Fragen der Migration und Integration, mit der Entwicklung des Arbeitsmarktes, Bildungsfragen und der Situation von Frauen in Vorarlberg.

S. Kroismayr (SWS Rundschau): Die Beziehung zwischen Dorf und Zentrum nach der Schließung der Dorfschule

Mag^a Dr^a Sigrid Kroismayr studierte Soziologie an der Universität Wien. Sie ist Lektorin an der Universität Wien, Mitarbeiterin des Club of Vienna und seit 2001 Redakteurin der SWS-Rundschau. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Frauen- und Geschlechterforschung, Regionalforschung, qualitative Methoden.

Literaturhinweise

Bloch, Ernst (1985): Erbschaft dieser Zeit, Suhrkamp, Frankfurt am Main.

Bloch, Ernst (1974): Über Ungleichzeitigkeit, Provinz und Propaganda. In: Ernst Bloch: Gesamtausgabe. Ergänzungsband: Tendenz-Latenz-Utopie, Suhrkamp, Frankfurt am Main.

Coleman, James S. (1988): Social Capital in Creation of Human Capital. American Journal of Sociology, Vol. 94. Supplement: Organizations and Institutions: Sociological and Economic Approaches to the Analysis of Social Structure pp. 95-120.

- Donaldson, Stewart Ian (2007): Program theory-driven evaluation science. Strategies and applications, Erlbaum, New York.
- Duschek, Stephan (2002): Innovation in Netzwerken. Renten – Relationen – Regeln, Gabler Edition Wissenschaft, Springer Fachmedien, Wiesbaden.
- Flanagan, John C. (1954): The Critical Incident Technique. Psychological Bulletin, American Psychological Association, Vol. 54, No. 4, July 1954, Berkeley.
- Fliege, Thomas (1998): Bauernfamilien zwischen Tradition und Moderne. Eine Ethnographie bäuerliche Lebensstile, Campus Forschung, Frankfurt am Main.
- Giel, Susanne (2013): Theoriebasierte Evaluation. Konzepte und methodische Umsetzungen, Waxmann, Münster.
- Hildenbrand, Bruno; Bohler, Karl Friedrich; Jahn, Walther; Schmitt, Reinhold (1992): Bauernfamilien im Modernisierungsprozess, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York.
- Lee, Jo; Árnason, Arnar; Nightingale, Andrea; Shucksmith, Mark (2005): Networking: Social Capital and Identities in European Rural Development, Sociologia Ruralis, Volume 45, Issue 4, pp. 269-283, October 2005
- Lenz, Karl (2009): Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung, 4. Auflage, Springer Verlag, Wiesbaden.
- Rosenbaum, Heidi (1982): Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, Frankfurt am Main.
- Shucksmith, Mark (2000): Endogenous Development, Social Capital and Social Inclusion: perspectives from LEADER in the U.K., Sociologia Ruralis, Volume 40, Issue 2, pp. 208-218, April 2000
- Stone, Lawrence (1977): The Family, Sex and Marriage in England, 1500-1800, Harper & Row, New York.
- Weber, Max (2010): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie, Wunderkammer Verlag, Frankfurt am Main.
- Weidner, Bernhard (2009): Otto Brunner und das "ganze Haus". Zum Umgang mit einem Deutungsmodell mittelalterlicher Gesellschaftsordnung, Norderstedt.